

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Nachrichten für Stadt und Land. 1866-1938 70 (1936)

67 (8.3.1936)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-693497](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-693497)

Die Belegung des Rheingebietes mit Truppen

Berlin, 7. März.

Das Rheingebiet wird im Laufe des 7. zum 8. März mit 19 Bataillonen und 13 Artilleriebatterien aus dem Inneren Deutschlands belegt. Die Bewegung wird am 8. März beendet sein. Die Mehrzahl der Truppen wird am Rhein und in der Rheinebene zwischen Schwarzwald und Rhein untergebracht werden. Aachen, Trier und Saarbrücken werden schwach besetzt.

Zwei Gruppen Jagdflieger sind am 7. März in ihren neuen Friedensgarnisonen Köln, Düsseldorf, Frankfurt am Main und Mannheim eingetroffen.

Zwei Infanterieabteilungen beziehen endgültig Standorte in Köln und Mannheim.

darauf hinauslaufen, gegebenenfalls so zu handeln, als ob weder die Völkerbundsanktion, noch der Rhein-Pakt, der auf diese Fassung Bezug nimmt, in Geltung wären.

Dieses Ergebnis des französisch-sowjetrussischen Vertrages wird nicht damit befehligt, daß Frankreich darin den Vorbehalt gemacht hat, zu einem militärischen Vorgehen gegen Deutschland dann nicht verpflichtet sein zu wollen, wenn es sich durch ein solches Vorgehen einer Sanktion seitens der Garantiemächte Italien und Großbritannien aussetzen würde. Diesem Vorbehalt gegenüber bleibt schon die Tatsache entscheidend, daß der Rhein-Pakt nicht etwa nur aus Garantieverpflichtungen Großbritanniens und Italiens, sondern primär auf den im Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland schließlichen Verpflichtungen beruht.

Es kommt deshalb allein darauf an, ob sich Frankreich bei der Übernahme dieser Vertragsverpflichtungen in jenen Grenzen gehalten hat, die ihm im Verhältnis zu Deutschland durch den Rhein-Pakt auferlegt worden sind.

Das aber muß die deutsche Regierung verneinen.

Der Rhein-Pakt sollte das Ziel verwirklichen, den Frieden im Westen Europas dadurch zu sichern, daß Deutschland einerseits und Frankreich und Belgien andererseits in ihrem Verhältnis zueinander für alle Zukunft auf die Anwendung militärischer Gewalt verzichteten. Wenn bei dem Abschluß des Paktes bestimmte Ausnahmen von jedem Kriegsverzicht über das Recht der Selbstverteidigung hinaus zugelassen wurden, so lag, wie allgemein bekannt, der politische Grund hierfür allein darin, daß Frankreich schon vorher gegenüber Polen und der Tschechoslowakei bestimmte Bündnisverpflichtungen übernommen hatte, die es der Idee der absoluten Friedenssicherung im Westen nicht opfern wollte. Deutschland hat sich aus seinem guten Willen heraus damals mit diesen Einschränkungen des Kriegsverzichts abgefunden. Es hat die von dem Vertreter Frankreichs auf den Tisch von Locarno gelegten Verträge mit Polen und der Tschechoslowakei nicht beanstandet, allein unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß diese Verträge sich an die Konstitution des Rhein-Paktes anpassen und keinerlei Bestimmungen über die Handhabung des Artikels 16 der Völkerbundscharta enthielten, wie sie in den neuen französisch-sowjetrussischen Abmachungen vorgesehen sind.

Dem entspricht auch der damals der deutschen Regierung bekanntgewordene Inhalt über Sonderabmachungen. Die im Rhein-Pakt zugelassenen Ausnahmen sind allerdings nicht ausdrücklich auf Polen und die Tschechoslowakei abgegrenzt, sondern abstrakt formuliert worden. Es war aber der Sinn aller hieraus bezüglichen Verhandlungen, nur einen Ausgleich zwischen dem deutsch-französischen Kriegsverzicht und dem Bündnis Frankreichs nach Aufrechterhaltung seiner schon bestehenden Bündnisverpflichtungen zu finden.

Wenn sich Frankreich die abstrakte Formulierung der im Rhein-Pakt zugelassenen Kriegsmöglichkeiten jetzt zunutze macht, um ein neues Bündnis mit einem militärisch hochgerüsteten Staat gegen Deutschland abzuschließen, wenn es so die Tragweite des von ihm mit Deutschland vereinbarten Kriegsverzichts weiterhin und in so entscheidender Weise einschränkt und wenn es dabei, wie oben dargelegt, nicht einmal die selbstgekauften formellen rechtlichen Grenzen innehält, so hat es damit eine völlig neue Lage geschaffen und das politische System des Rhein-Paktes so wohl dem Sinne nach als auch tatsächlich zerstört.

Die letzten Beschlüsse des französischen Parlaments haben ergeben, daß Frankreich trotz der deutschen Vorstellungen entschlossen ist, den Pakt mit den Sowjet-Union endgültig in Kraft zu setzen, ja, eine diplomatische Unterredung hat ergeben, daß sich Frankreich schon jetzt an die von ihm geleistete Unterzeichnung dieses Paktes vom 2. Mai 1935 als gebunden ansieht. Gegenüber einer solchen Entwidlung der europäischen Politik kann aber die deutsche Regierung, will sie nicht die ihr pflichtgemäß anvertrauten Interessen des deutschen Volkes verwahrlosen lassen oder preisgeben, nicht untätig bleiben.

Die deutsche Regierung hat bei den Verhandlungen der letzten Jahre stets betont, alle sich aus dem Rhein-Pakt ergebenden Verpflichtungen so lange zu halten und erfüllen zu wollen, als die anderen Vertragspartner auch ihrerseits bereit sind, zu diesem Pakt zu stehen. Diese selbstverständliche Voraussetzung kann jetzt als von Seiten Frankreichs nicht mehr als erfüllt angesehen werden. Frankreich hat die ihm von Deutschland immer wieder gemachten freundschaftlichen Angebote und friedlichen Versicherungen unter Verletzung des Rhein-Paktes mit einem ausschließlich gegen Deutschland gerichteten militärischen Bündnis mit der Sowjet-Union beantwortet. Damit hat der Rhein-Pakt von Locarno seinen inneren Sinn verloren und praktisch aufgehört zu existieren.

Deutschland fleht sich daher aus seinerseits nicht mehr als an diesen erlassenen Pakt gebunden an. Die deutsche Regierung ist nunmehr gezwungen, der durch dieses Bündnis neu geschaffenen Lage zu begegnen, einer Lage, die dadurch gekennzeichnet wird, daß der französisch-sowjetrussische Vertrag seine Ergänzung in einem genau parallel gehaltenen Bündnisvertrag zwischen der Tschechoslowakei und der Sowjet-Union gefunden hat. Im Interesse des primitiven Rechtes jedes Volkes auf Sicherung seiner Grenzen und zur Wahrung seiner Verteidigungsmöglichkeiten hat daher die deutsche Reichsregierung mit dem deutschen Volk die bisherige und uneingeschränkte Souveränität in der dem militärisch-geographischen Lage des Rheinlandes wieder hergestellt.

Um aber jeder Mißdeutung ihrer Absichten vorzubeugen und den rein defensiven Charakter dieser Maßnahme außer Zweifel zu stellen, sowohl als ihrer ewig gleichbleibenden Bedenken nach einer militärischen Befriedung Europas zwischen gleichberechtigten und gleich-

geordneten Staaten Ausdruck zu verleihen, erklärt sich die deutsche Reichsregierung bereit, auf der Grundlage der nachstehenden Vorschläge neue Vereinbarungen für die Aufrichtung eines Systems der europäischen Friedenssicherung zu treffen:

1. Die deutsche Reichsregierung erklärt sich bereit, mit Frankreich und Belgien über die Bildung eines selbständigen europäischen militärischen Systems sofort in Verhandlungen einzutreten und einem solchen Vorschlag in jeder Tiefe und Ausdehnung unter der Voraussetzung der vollkommenen Parität von vornherein ihre Zustimmung zu geben.
2. Die deutsche Reichsregierung schließt vor, zum Zwecke der Sicherung der Unversehrtheit und Unverletzbarkeit der Grenzen im Westen einen Nichtangriffspakt zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien abzuschließen, dessen Dauer sie bereit ist, auf 25 Jahre zu fixieren.
3. Die deutsche Reichsregierung wünscht England und Italien einzuladen, als Garantiemächten diesen Vertrag zu unterzeichnen.
4. Die deutsche Reichsregierung ist einverstanden, falls die Königlich Niederländische Regierung es wünscht und die anderen Vertragspartner es für angebracht halten, die Niederlande in dieses System einzubeziehen.
5. Die deutsche Reichsregierung ist bereit, zur weiteren Verfestigung dieser Sicherheitsabmachungen zwischen den West-

mächten einen Zusatzpakt abzuschließen, der geeignet ist, der Gefahr möglicher Zukunftsrisiken automatisch und wirksam vorzubeugen.

6. Die deutsche Reichsregierung wiederholt ihr Angebot, mit den in den oben aufgeführten Staaten abzu- und mit Polen einen Nichtangriffspakt abzuschließen. Die deutsche Regierung in den letzten Monaten ihre Zielsetzung hat, nimmt die deutsche Reichsregierung die Situation betreffende Annahme, die sie einst machen mußte, zurück und erklärt sich unter der Voraussetzung eines wirksamen Ausbaues der garantierten Autonomie des Rheinlandes bereit, auch mit Italien einen solchen Nichtangriffspakt zu unterzeichnen.

7. Nach der nunmehr erreichten endlichen Gleichberechtigung Deutschlands und der Wiederherstellung der vollen Souveränität der deutschen Reichsregierung, steht die deutsche Reichsregierung dem Ausgangspunkt für den weiteren Ausbau des Völkerbundes als Verbund an. Sie ist daher bereit, wieder in den Völkerbund einzutreten. Sie spricht dabei die Erwartung aus, daß im Laufe einer angemessenen Zeit auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen die Fragen der vollständigen Gleichberechtigung sowie die Frage der Wiederherstellung des Völkerbundesstatus von einer weiteren Grundlage gestützt wird.

Die Bedeutung des Schrittes

(Sonderdienst unserer Berliner Schriftleitung)

Br. Berlin, 7. März.

Mit der Rede des Führers und Reichskanzlers vom 7. März hat das Befreiungswort Adolf Hitlers seine Krönung erfahren. Deutschland, unser Vaterland, ist wieder völlig freige worden. Die letzten Fesseln des unfeligen Vertrages von Versailles sind abgestreift. Das Einreden der Formationen der Wehrmacht des deutschen Volkes in die Städte am deutschen Rhein ist nicht nur Symbol, sondern tatsächlicher Ausdruck der wiedererlangten Freiheit und der restlosen Wiederherstellung der Souveränität über das gesamte Reichsgebiet. Was das heißt, ist in Worten kaum wiederzugeben. Jeder von uns muß es immer und immer wieder von innen heraus erleben. In ruhiger, zisterbiger und jäh Arbeit hat der Führer unser Volk an diesem 7. März 1936 das größte Geschenk gemacht, das ein Staatsmann seiner Nation überhaupt geben kann. Wir können uns keine sinnvollere Abkürzung des Dankes an Adolf Hitler für dieses Geschenk der Wiedererlangung der völligen Gleichberechtigung, die ihren besonderen Wert im Spiegelbild der Einheit unseres Staatswesens, in der Einigkeit der deutschen Volksgemeinschaft erhält, vorstellen, als dadurch, daß wir dem Führer geloben, uns jederzeit seines Wortes würdig zu erweisen.

Die Freiheit und noch mehr die Sicherheit in der Freiheit sind ein unschätzbares Gut. Was wir einst schmerzlich vermissten und mit heißem Herzen ersehnten, ist nun beglückende Wirklichkeit geworden: Der Alpdruck ist von uns gewichen. Fest und treu halten wir die Wacht, erneuern wir den Vorsatz, durch doppelseitige und dreifache Leistung in tamerabschafflicher Verbundenheit mit dem Führer unablässig seinem Werk und damit dem ewigen Deutschland zu dienen.

Nie zuvor hat uns das Wunder der Volkwerdung so gepreßt und in seinen Bann gezogen, wie jetzt, da die Frucht dreißigjähriger Kämpfungen in die Schranken gebracht werden konnte. Heute ist der Beweis dafür schlagend erbracht, daß unser Ringen um die Gleichberechtigung, gepaart mit der inneren Erhaltung, ein unablässiger Kampf für den wahren, echten und aufrechten Frieden gewesen ist. Noch einmal hat der Führer nicht nur uns, sondern unseren Nachbarn und der gesamten Welt in einer geradezu gigantischen Argumentation vor Augen geführt, daß ein mächtiges und kraftvolles Deutschland der beste Garant für den Frieden ist. Die beiden Bekenntnisse, die Adolf Hitler am Schluß seiner Rede abgelegt hat, sind der heilige Schwur, durch den wir uns auf die Fahne des nationalsozialistischen Deutschlands verpflichten.

Mit diesem Schwur marschiert die deutsche Opfer- und Schicksalsgemeinschaft in den aufstrebenden Vorbereitungsstufen zur Neuwahl seiner repräsentativen Vertretung. Mit dem gleichen Schwur werden wir an die Urne treten und mit der Abgabe unserer Stimme das unsöhrbare Treueverhältnis zum Führer und seiner Bewegung besiegeln.

Die Völker Europas aber haben allen Grund, aus ihrer oft fassenden oder gar böswilligen Neugier herauszutreten und sich mit jener inneren Aufgeschlossenheit, die allein klare Erkenntnis und richtige Entschlüsse vermittelt, mit diesem neuen Deutschland zu befragen und die segensreichen Kräfte zu verstehen und zu würdigen, die von diesem Volkswort des Friedens ausstrahlen. Indem wir „vor seiner Wacht und vor seiner Gewalt in der Wiederherstellung der Ehre unseres Volkes zurückweichen und lieber der schwersten Not ehrenvoll erliegen, als jemals vor ihr zu kapitulieren“, bringen wir das beste Zeugnis dafür mit, „nun erst recht für eine Verständigung der Völker Europas und insbesondere für eine Verständigung mit unseren westlichen Nachbarn einzutreten.“ Vor der festlichen Größe dieser unserer Haltung verfinstern die schmerzhaften Gebilde einer egozentrischen Politik in ein Nichts, fällt das ganze Kartenhaus einer diplomatischen Phrasologie, die rings um uns fast überall zum Selbstzweck geworden ist, zusammen.

Der Kampf um die deutsche Gleichberechtigung ist abgeschlossen. Das Ringen um den Frieden dauert an. Die Staatsmänner der anderen Völker sind nach dieser großen, dramatischen Rede des Führers im Geistes verpflichtet, in

Erwägungen über die Organisation eines echten und dauerhaften Friedens einzutreten. Aber nicht nur in Erörterungen dieser oder jener Art, sondern sie haben eine Aktivität zu entfalten, die getragen sein muß von der Absicht, den praktischen Erfolg herbeizuführen. Der Führer hat ein so klares und so überzeugendes Bild von der Situation entworfen, in der sich Europa und die Welt befinden, daß die Regierungen, die es in erster Linie angeht, an seinen Worten nicht vorbeigehen können. Diese Rede verlangt kategorisch eine Antwort. Sie fordert die praktische, die rettende Tat.

Es sind konkrete Vorschläge, an denen man nicht tust und nicht brechen kann. Jetzt heißt es, Farbe zu bekennen, jenseits aller nichtswürdigen Scheinmänner und eines Phrasenspiels, der mit der Vernebelung der Schritte gleichzeitig in gewissen Hauptstädten auch zu einer Befreiung der Herzen geführt hat. Vor uns und der Welt liegt die Magna charta des Friedens ausgebreitet, aus dem Gott und der Seele eines Volkes geboren, das wieder zu sich selbst zurückgefunden hat, und dessen Ringen um den Frieden Europas mit zahllosen Opfern erhärtet ist. Während die Gegenseite Fehler auf Fehler häufte und trotz aller Warnungen des Führers den Zustand der Verkrüppelung der internationalen Beziehungen noch verschärfte, hat das nationalsozialistische Deutschland nicht gezögert, auch jetzt wieder mit praktischen Tatsachen einzugreifen, um die alte Welt vom Abgrund zurückzuziehen, in den sie zu stürzen droht. Die Gründe dafür hat Adolf Hitler eindeutig klargestellt. Sie sind so zwingend, daß Europa in letzter Stunde endlich einsehen sollte, wozu die Entwicklung führen muß, wenn man dem Führer des neuen Deutschlands kein Gehör schenken würde.

Jetzt endlich müßte man wirklich auf der ganzen Linie einsehen, wie furchtbar die Schäden sind, die die Völker der Welt nach französischem Muster ausgeüßt hat, Schäden übrigens, die sich von Tag zu Tag mehren. Es ist an der Zeit, dafür zu sorgen, daß die Begriffe von Treu und Glauben in der internationalen Politik wieder zum tragenden Gesetz erhoben werden. Das geht aber nicht im Umde mit den dunklen Mächten des Völkergewissens, die nur darauf ausgehen, jenen Begriff überhaupt auszumergen.

Auch darüber hat der Führer den beteiligten Kreisen der Staatsmänner reiflich reines Wein eingeschenkt. Er hat gesagt, was ist, nachdem Frankreich diesen unfeligen Pakt mit der Sowjetunion abgeschlossen hat, der Locarno auf den Angeln hob, der ein fataler Kompromiß war, in dessen Auswirkung Deutschland zwangsweise vor die Frage gestellt war, zu handeln. Der Himmel ist Zeuge dafür, daß nicht wir vollendete Tatsachen geschaffen haben, sondern die Gegenseite. Wir mußten handeln, nachdem Locarno hinlänglich geworden war. Und wenn am 7. März unsere Truppen auf dem Wege in ihre Friedensgarnisonen im Rheinland einmarschiert sind, so liegt darin lediglich der Charakter der einseitigen Protestes gegen die Verletzung des Locarno-Vertrages begründet. Mit irgendwelchen dialektischen Witzchen wird man gegen diese Tatsache nichts ausrichten können. Deutschland hat gemäß dem kategorischen Imperativ der Pflicht gehandelt, die gebot, die Sicherheit unserer Grenzen auch im Westen herbeizuführen. Das war ja auch um so notwendiger, als die französische Politik gerade in den letzten Tagen darauf ausgegangen ist, von England besondere Garantien einzufordern, die — einmal abgesehen vom Ruffenpakt — den Sinn des Locarno-Vertrages noch in besonderer Weise verlässigen würden. Der friedliche Charakter der Wiederaufrüstung deutscher Garnisonen im Rheinland wird schließlich durch nichts besser unterfunden, als eben durch die, aus dem uns angebotenen großen Verantwortungsbewußtsein resultierenden Vorschläge des Führers an die Anliegerstaaten im Westen. Insbesondere Frankreich hat nun zu beweisen, ob es den Frieden und die Verständigung so ehrlich will, wie sie auf deutscher Seite trotz aller bitteren Erfahrungen der Vergangenheit abermals in einem hochherzigen Angebot Frankreichs dargelegt sind.

Der Führer hat gesprochen. Hinter ihm steht gefestigt das ganze deutsche Volk, eingebettet der Segnungen der Auf-

Der Wortlaut der Führerrede

Männer des Deutschen Reichstages!

Der Präsident des Deutschen Reichstages, Parteigeneral Göring, hat in meinem Auftrag diese heutige Sitzung einberufen, um Ihnen die Gelegenheit zu geben, eine Erklärung der Reichsregierung entgegenzunehmen zu den Fragen, die nicht nur von Ihnen, sondern vom ganzen deutschen Volk instinktiv als wichtig, ja, entscheidend angesehen werden.

Als in den grauen Novembertagen des Jahres 1918 der Vorhang über das blutige Trauerspiel des großen Krieges herabgelassen wurde, zählten Millionen von Menschen in der ganzen Welt auf. Sie sahen in dem Frühlingsschnee nicht nur eine der traumatischsten Verwundungen der Menschheitsgeschichte ihren Abschlus nehmen, sondern daß eine fehlerhafte und deshalb unheilvolle Zeit ihre geschichtliche Sendung erfahren hatte.

Durch alles Kriegsgeschrei durch wüste Drohungen, Anklagen, Verwünschungen und Verurteilungen hindurch hatten die Auffassungen des amerikanischen Präsidenten die Töne der Menschheit erreicht, in denen von einer neuen Zeit und einer besseren Welt die Rede war. In zusammen 17 Punkten wurde den Völkern ein Aufruf gegeben für eine solche neue Welt und damit Menschheitsordnung. Was immer auch an diesen Punkten auszuführen war oder ausgesetzt wurde, sie hatten ohne Zweifel eines für sich: Die Erkenntnis, daß eine mechanische Wiederherstellung früherer Zustände, Einrichtungen und Auffassungen in kurzer Zeit auch wieder zu ähnlichen Folgen führen müßten. Und darin lag das Verhängnis dieser Thesen, daß sie mit unüberwindlicher Stöhrigkeit verstanden, dem Zusammenleben der Völker neue Gesetze zu geben und es mit einem neuen Geist zu erfüllen, aus dem heraus dann jene Institution wachen und gedeihen könnte, die als Bund aller Nationen berufen sein sollte, die Völker nicht nur äußerlich zusammenzuführen, sondern vor allem innerlich einander näherzubringen in gegenseitiger Rücksichtnahme und in gegenseitigem Versehen. Kein Volk ist der Zauberkraft dieser Phantasie mehr verfallen als das deutsche. Es hatte die Ehre, gegen eine Welt kämpfen zu müssen und das Unglück, in diesem Kampf zu unterliegen. Es wurde aber als Unterlegener belastet mit dem Fluch der Verantwortung für ein Völkchen, das dieses Volk weder geahnt noch gewünscht hatte. Das deutsche Volk glaubte an diese Thesen mit der Kraft eines an sich und der Welt verzweifelnden. Es begann damit seinen Weg in seine leidvollste Zeit. Wir alle sind viele Jahre hindurch Opfer dieses phantastischen Glaubens und damit Objekte der entsetzlichen Folgen gewesen. Es ist nicht der Zweck dieser Ausführungen, die unser Volk in steigendem Maße ergriffen hatte. Ich will nicht von der Verzweiflung reden und von dem Schmerz und dem Jammer, die diese Jahre für das deutsche Volk und für uns in sich tragen.

Meine Abgeordneten!

Wenn ich Ihnen und dem deutschen Volke diese Tatsachen vor Augen führe, geschieht es weniger, um Ihr Verständnis zu erwecken für die Größe der Zeit, in der wir leben, als vielmehr für die Ungünstigkeit der geistigen und kulturellen Arbeit jener, die sich einst als berufen empfanden, der Welt eine neue Epoche friedlicher Evolution und gelegener Wohlfahrt zu schenken.

Wir waren in einen Krieg gerissen worden, an dessen Ausbruch wir genau so schuldlos oder schuldhaft waren, wie die anderen Völker auch. Wir aber sind gerade als die am meisten Opfernden auch am leichtesten dem Glauben an eine bessere Zeit verfallen. Allein nicht nur wir, die Unterlegenen, haben die Verwundung des phantastischen Glaubens einer neuen Zeit und Menschheitsentwicklung in einer jammervollen Realität erlebt, sondern auch die Sieger.

Zeit die Staatsmänner der damaligen Zeit sich in Versailles einfinden, um eine neue Weltordnung zu beschließen, sind fleischlich Jahre vergangen. Zeit genug, um ein Urteil über die allgemeine Tendenz einer Entwicklung fassen zu können. Es ist nicht nötig, daß wir hier aus den Tischen literarischer oder publizistischer Zeitschriften heraus über diese Zeit zusammenfassen und auseinanderreißen, um so zu einer abschließenden Feststellung zu gelangen, nein, es genügt, den Blick in die heutige Welt zu lenken, in ihr tatsächliches Geschehen, in ihre Hoffnungen und in ihre Enttäuschungen, in ihre Krisen und ihre Kämpfe, um die eindeutige Antwort zu erhalten auf die Frage der richtigen Bewertung dieser Entwicklung.

Statt der warmen Empfindungen einer allmählichen Entspannung menschlicher Gegensätze erleben wir die fortdauernde Unruhe, die sich nicht zu vermindern, sondern leider zu steigern scheint. Argwohn und Haß, Neid und Habguth, Mißtrauen und Verdächtigung sind die fühl- und sichtbaren Empfindungen, die die Völker beherrschen.

Jener Reiche der einst als Schlusstein gelegt werden sollte über der vermaurten Gruft des Krieges wurde zur Trübsal neuer Kämpfe.

Wohin wir seitdem blicken, erleben wir das Aufblühen innerer und äußerer Unruhen. Kein Jahr vergeht, in dem nicht seitdem irgendwo auf dieser Erde furchtbare Szenen der Friedenslosigkeit das Gesicht der Welt verunreinigen. Wer will sich wundern, daß aus einem solchen tragischen Enttäuschung heraus auch im Innern der Völker das Vertrauen zur Möglichkeit einer Weltordnung erschüttert wird, die in so katastrophaler Weise zu verfallen scheint? Neue Vorstellungen verdrängen sich der Menschen zu bemächtigen und sie beginnen, sie sofort als Kämpfer für neue Eroberungen auszusuchen. Die Weltgeschichte wird einmal feststellen, daß seit der großen Kriegsbeendigung die Erde von geistigen, politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen heimgesucht wurde, wie sie im allgemeinen nur in Jahrhunderten auftreten, um Völkern und Kontinenten ihren besonderen Sinn und Charakter zu geben.

Man bedachte: Seit dieser Zeit ist die Spannung zwischen den Völkern größer geworden als wie je zuvor war. Die bürgerliche Revolution drückt einem der größten Reiche der Erde nicht nur äußerlich einen Stempel auf, sondern setzt es innerlich in einen unüberbrück-

baren wissenschaftlichen und religiösen Gegensatz zu den umliegenden Völkern und Staaten. Nicht nur allgemein menschliche, wirtschaftliche oder politische Auffassungen werden zusammen und getrennt ihre bisherigen Vertreter, Parteien, Organisationen und Staaten unter sich, nein: eine Welt überhöhtlicher Vorstellungen wird eingegeben, ein Gott wird enthronet, Religionen und Kirchen ausgerottet, das Jenseits verdrängt und ein qualvolles Diesseits als das einzig Seiende proklamiert. Kaiser- und Königsreiche stürzen und entwürzen sich allmählich sogar in der Erinnerung, genau so wie umgehrt wieder kommunistische Demonstrationen von den Völkern ausgehen werden, um neue Staatsgedanken an ihre Stelle zu setzen. Und parallel damit werden wirtschaftliche Maxime, die früher geradezu als Grund-

lage des menschlichen Gemeinschaftslebens gegolten haben, überwunden und abgelöst von konträren Auffassungen; das gewöhnliche fassen sich die Schreden der Arbeitslosigkeit und damit des Hungers und des Elends über die Völker, und schlagend Millionen Menschen in ihren Bann. Tiefe erbeutete Menschheit aber fehlt, daß der Kriegsgott seine Hülfe nicht abgelegt hat, sondern im Gegenteil schwerer gehagert denn je über die Erde schreiet. Wenn früher Armeen von Hunderttausenden für die Ziele einer imperialistischen Dynastie, Kabinetts- oder Nationalitäten-Politik eintraten, dann sind es heute Millionen-Armeen, die für neue geistige Vorstellungen, für Weltrevolutionen, Volksbewusstsein oder sogar „Nie-wieder-Krieg“-Ideale zum Kriege rufen, und die Völker dafür in Bewegung setzen.

Das „Musterbeispiel“ Versailles

An dieser Entwicklung sind nicht wir schuld; denn es lag nicht in unserer Kraft oder in unserem Vermögen, nach dem furchtbaren Zusammenbruch und in der Zeit der Demütigung und wehrlosen Mißhandlung der Welt Ideen zu geben oder gar Gesetze des Lebens vorzuschreiben.

Das taten die mächtigen Regierenden dieser Erde. Deutschland aber gehörte mehr als fünfzehn Jahre nur den Regierten.

Ich erwähne dies weiter, weil ich dem deutschen Volk und vielleicht darüber hinaus auch anderen Menschen das Auge öffnen möchte für die Erkenntnis, daß die Befolgung fehlerhafter, weil unrichtiger Grundzüge, auch zu fehlerhaften falschen Ergebnissen führen muß. Daß wir selbst als Leidtragende dieser Entwicklung besonders schwer getroffen wurden, hängt, wie schon betont, zum Teil mit unserem schiefen Kurs zusammen. Allein, daß die ganze Welt in diese Zeit andauernder Spannungen und fortwährender Krisen fiel, ist zurückzuführen auf die geringe Vernunft und Einsicht, mit der die Probleme der Völker im einzelnen und untereinander gesehen und behandelt wurden.

Diese Entwicklung aber nahm ihren Ausgang von jenem ungeliebten Vertrag, der einst als ein Wert menschlicher Aufrichtigkeit und unvernünftiger Leidenschaften in der Geschichte als

Musterbeispiel gelten wird, wie man Kriege nicht beenden darf,

wenn man nicht neue Wirnisse über die Völker zu bringen beabsichtigt. Aus dem Geiste dieses Vertrages kam bei seiner engen Verbindung mit der Konstituierung der Gemeinschaft der Nationen die Verleumdung des Völkerbundes und damit auch dessen Entwertung. Seitdem besteht die Diskrepanz zwischen der durch den Friedensvertrag eingetragenen Welt in Versäße, d. h. Neid, Hass und Sieger, d. h. Kleinberechtigte, und den allein denkbaren Grundrissen des Völkerbundes als eine Gemeinschaft freier und gleicher Nationen. Aus der geistigen Atmosphäre dieses Vertrages heraus kam auch die furchtbare Behandlung zahlreicher politischer und ökonomischer Fragen der Welt. Völkergrenzen wurden gezogen, nicht nach den klaren Notwendigkeiten des Lebens und der Verdrängung gegebener Traditionen, sondern beherzigt von dem Gedanten der Macht und der Vergeltung und damit wieder begleitet von den Gefühlen der Angst und der Befürchtungen gegenüber der sich daraus möglicherweise ergebenden Verwundung. Es gab einen Augenblick, da hätten es die Staatsmänner in der Hand gehabt, durch einen einzigen Appell an die Vernunft und auch an das Herz der Soldaten der kämpfenden Millionen-Armeen der Völker eine brüderliche Verständigung einzuleiten, die der Welt vielleicht auf Jahrhunderte für das Zusammenleben der Nationen und Staaten

unendliche Erleichterungen geschenkt haben würde. Es geschah nur das Gegenteil. Das Schlimmste aber ist, daß der Geist des Hasses dieses Vertrages überging in die allgemeine Mentalität der Völker, daß er die öffentliche Meinung zu instigieren und damit zu beherrschen anfang, und daß nun aus diesem Geist des Hasses heraus die Unvernunft zu triumphieren begann, die die natürlichen Probleme des Völkerlebens, ja selbst ihre eigenen Interessen verkannte und mit Gift verblendeter Leidenschaften verlor.

Daß die Welt heute von sehr viel Unheil heimgesucht wird, ist weder zu übersehen noch zu bestreiten. Das Schlimmste aber ist, daß aus dem Geist dieser Verdrängung heraus nicht nur die Ursachen dieses Unglücks nicht gesehen werden wollen, sondern daß man sich geradezu an diesem Unglück weidet und in der öffentlichen Diskussion mit mehr oder weniger großer Schadenfreude festhält, wie bedroht oder gefährdet die Lebensmöglichkeiten des einen oder des anderen Volkes sind.

Daß die Welt zum Beispiel kein Verständnis aufbringen will für die Ursachen über die Schwere der Lebensbeurteilung des deutschen Volkes ist bedauerlich, geradezu erschütternd aber ist, eben Tag in Tag und so viel Presseorganen lesen zu können, mit welcher Befriedigung man die Sorgen wahrnimmt, die das Leben unseres Volkes zwangsläufig begleiten. Soweit es sich um belanglose Literatur handelt, mag dies noch hingehen. Wäre aber ist es, wenn auch Staatsmänner beginnen, in den ernstlichen oder vermeintlichen Anzeichen von Not und Elend eines Volkes erfreuliche Momente für die Beurteilung der allgemeinen Lage und ihrer Zukunft zu sehen.

Dies begann aber im Jahre 1918. Damals setzte in besonders eindringlicher Weise jene „Staatsstimmung“ ein, die durch Unvernunft Probleme schafft, um dann an ihrer Lösung entweder zu verzagen oder fortgesetzt angestrengt aufzutreten.

Jene Unvernunft, die gänzlich übersehen, daß ungeschichtliche staatliche Völkerverwundungen nicht den geschichtlichen Faktor eines Volkes beseitigen, sondern nur die mögliche Wahrnehmung der Lebensinteressen, die Transparenz der Lebensbeurteilung erschweren oder sogar unmöglich machen.

Das war jene Unvernunft, in der man zum Beispiel im Falle Deutschlands einer 65-Millionen-Nation mit wissenschaftlicher Methodik erst alle möglichen Lebensstränge abschneidet, alle wirtschaftlichen Verbindungen raubt, alle Auslandskapitalien konfiszieren, den Handel vernichtet, dann dieses Volk mit einer unvorstellbaren Schuld belastet, um endlich, um diese Schuld abtragen zu können, ausländische Kredite gab, um die Kredite verzinsen zu können, einen Erbsen- und jeden Kredit heranzuziehen, endlich die Abnahmerte vermauert, dieses Volk somit einer furchtbaren Verarmung und Verelendung entgegenstellt, und nun aber mangels Kraft oder des bösen Willens flucht. Das aber bezeichnet man dann als „weise Staatskunst!“

Realitäten bestimmen die nationalsozialistische Politik

Meine Abgeordneten des Deutschen Reichstages! Wenn ich diese psychologischen Probleme immer so ausführlich behandle, so geschieht es, weil ich der Überzeugung bin, daß man ohne eine Umstellung in der geistigen Betrachtung der Ausgestaltung unserer internationalen Völkerverhältnisse niemals zu dem Resultat einer wirklichen Befriedigung der Menschheit kommen wird. Auch die heutigen schicksalsschweren Spannungen, die wir in Europa erleben, verdanken ihrer Entstehung dieser wahrhaft brüllenden Unvernunft, mit der man glaubt, mit den natürlichen Bedingen der Völker umspringen zu können.

Es gibt heute Politiker, die sich nur dann sicher zu fühlen scheinen, wenn das innere Verhältnis der angrenzenden Völker zu ihren Lebensbedingungen ein möglichst ungünstiges ist. Und zwar: je ungünstiger, um so triumphaler scheint ihnen der Erfolg ihrer weltanschaulichen Politik zu sein. Ich möchte, daß das deutsche Volk an dieser Unvernunft lernt und selbst nicht in ähnliche Fehler verfällt. Ich möchte, daß die deutsche Nation lernt, in Völkern geschichtliche Realitäten zu sehen, die der Phantasie wohl neigen können, die aber tatsächlich gar nicht wegzudenken sind. Daß es unvernünftig ist, diese geschichtlichen Realitäten in einen Gegensatz bringen zu wollen zu den Erfordernissen ihrer möglichen Lebensbeurteilung und zu ihren verständlichen Lebensansprüchen.

Ich möchte daher, daß das deutsche Volk die inneren Beweggründe der nationalsozialistischen Außenpolitik versteht, die es zum Beispiel auch als sehr schmerzhaft empfindet, daß der Zugang eines 33-Millionen-Volkes zum Meer über einflüßiges Reichsgebiet führt, die es aber als unvernünftig, weil unmöglich erkennt, einen so großen Staat den Zugang zum Meer einfach abstreifen zu wollen.

Es kann nicht der Sinn und der Zweck einer überlegenen Außenpolitik sein, Zustände herbeizuführen, die dann zwangsläufig sofort nach ihrer Veränderung schreien würden. Es ist wohl möglich, daß, besonders unter Vernehmung auf die „Macht“, Politiker solche Vergewaltigungen natürlicher Lebensinteressen vornehmen können, allein je mehr und je häufiger und in je schwereren Fällen dies geschieht, um so größer wird der Druck nach einer Ent-

ladung der aufgepeicherten und vergefallenen Kräfte und Energien sein. Dies führt dann zur Häufung immer neuer Mittel zur Abwehr und steigert damit wieder zwangsläufig den Gegendruck der zusammengepreßten, folgend den Lebensenergien des betroffenen Volkes, und dann liegt die Welt in angsteroller Unruhe und Ahnung drohender Explosionen und will nicht erkennen, daß in Wirklichkeit nur die Unvernunft seiner sogenannten Staatsmänner an diesen bedrohlichen Entwicklungen schuld ist. Wieviel Sorgen würden der Menschheit und besonders den europäischen Völkern erspart geblieben sein, wenn man natürliche und selbstverständliche Lebensbedingungen respektiert und bei der politischen Gestaltung des europäischen Lebensraumes sowohl, als auch bei der wirtschaftlichen Zusammenarbeit berücksichtigt haben würde.

Dies aber scheint mir unbedingt erforderlich zu sein, wenn man in der Zukunft bessere und befriedigendere Resultate erreichen will als jetzt. Und dies ist besonders für Europa.

Die europäischen Völker stellen nun einmal eine Familie auf dieser Welt dar.

Oft etwas freisinnig, aber trotz alledem miteinander verbunden, verschrieben und verschrieben, geistig und kulturell sowohl als wirtschaftlich von einander nicht zu trennen, ja nicht einmal auseinander zu denken. Jeder Versuch, die europäischen Probleme anders zu sehen und zu behandeln, führt zu Reaktionen, die für alle unangenehm sein werden. Wir leben in einer Zeit des inneren sozialen und gesellschaftlichen Ausgleiches der Völker. Der Staatsmann, der den Sinn dieser Zeit nicht erkennt und in dieser Richtung nicht auf den Wegen von Konzeptionen ausgeht in seinem Volke die Spannungen zu mildern und wenn möglich zu beseitigen versucht, wird eines Tages den Explosionen erliegen, die dann zwangsläufig entweder den Ausgleich herbeiführen werden oder, was noch wahrscheinlicher ist, zunächst ein chaotisches Trümmersfeld zurückerstehen. Es ist weise von einer Staatsführung, der turbulenten Unvernunft die Zügel anzulegen, allein dann aber auch dem erschütternden Drange der Zeit zu geborchen und überlegen zu jenem sozialen Ausgleich hinzuzutreten, der das eine Extrem abbaut, ohne deshalb dem anderen Extrem zu erliegen. Es läßt sich

heute für Europa die Prophezeiung aussprechen, daß dort, wo dieser Prozeß nicht in so überlegener Weise geleitet wird oder gar mißlingt, die Spannungen zunehmen werden, um endlich, dem geistigen Auge dieser Zeit gehorchend, von selbst zum Ausgleich zu drängen. Es gehört aber auch zur Weisheit des Aufbaues und der Erhaltung einer Völkerrfamilie, wie diese in Europa gegeben ist, diese innerstaatlichen Gesetze auch überstaatlich anzuwenden. Es ist wenig klug, sich einzubilden, auf die Dauer in einem so beschränkten Hause wie Europa eine Völkergemeinschaft verschiedener Rechtsordnung und Rechtsprechung aufrechterhalten zu können. Jeder solche Versuch führt zu einer Auslassung der Willensenergien bei den von dem Unrecht Betroffenen und damit natürlich wieder zu einer Auslassung der Anglistische bei den Schädigten. Ich halte aber eine solche Entwicklung nicht nur für nicht vernünftig, sondern im Gegenteil für

sinnlos und außerdem für sehr gefährlich. Ich halte sie für besonders kritisch, wenn dazu noch eine geistige Verheerung stattfindet, die, ausgehend von kurzschäftigen Literaten und international bekannten Unruhehütern, hinter dieser Unvernunft auch noch die Leidenschaft aufgeschwipst und verwirrter Volksmassen mobilisiert.

Wenn ich diese Bestürzungen ausbreite, dann drücke ich nur das aus, was Millionen Menschen ahnen, fühlen oder erleben, ohne sich vielleicht über die tieferen Ursachen Rechenschaft ablegen zu können.

Ich habe aber ein Recht dazu, vor Ihnen, meine Herren Abgeordneten des Reichstages, diese meine Auffassung klarzulegen, weil sie zugleich die Erklärung sind für unser eigenes politisches Erleben, für unsere Arbeit im Innern des Volkes, als auch für unsere Stellungnahme nach außen.

Die Deutsche Frage

Wenn die übrige Welt oft von einer „deutschen Frage“ spricht, dann wird es zweifelhaft sein, sich zugleich eine objektive Klarheit über das Wesen dieser Frage zu verschaffen. Für gar manche besteht diese Frage im deutschen Regime, in dem gar nicht begriffenen Unterschied des deutschen Regimes gegenüber dem anderen Regime, in der als bedrohend empfundenen sogenannten „Ausrichtung“ und in all dem, was man in der Folge dieser Ausrichtung als Kata Morgana zu sehen vermeint. Diese Frage besteht für viele in der behaupteten Kriegslust des deutschen Volkes in den schlammigen Anglistischen oder in der teufelischen Gesellschaftlichkeit der Ueberlieferung seiner Gegner.

Nein, meine Herren Reichstags! Die deutsche Frage besteht in etwas ganz anderem.

Hier leben auf einem sehr begrenzten und nicht überaus fruchtbaren Boden 67 Millionen Menschen. Das sind rund 136 auf einem Quadratkilometer. Diese Menschen sind nicht weniger fleißig als die anderer europäischer Völker, aber auch nicht weniger anpruchsvoll. Sie sind nicht weniger intelligent, aber auch nicht weniger lebenswilling. Sie haben genau so wenig Sehnsucht, sich für eine Phantazie um jeden Preis heroisch opfern zu lassen als etwa der Franzose oder der Engländer. Sie sind aber auch nicht feiger und auf keinen Fall sind sie etwa ehrloser als die Angehörigen anderer europäischer Völker. Sie sind einst in einen Krieg hineingerissen worden, an den sie so wenig glauben wie andere Europäer und für den sie auch genau so wenig verantwortlich waren. Der heutige junge Deutsche von 25 Jahren war zur Zeit der Vorgeschichte und des Beginns des Krieges gerade ein Jahr alt. Also wohl kaum verantwortlich zu machen für diese Völkerratschloß. Ja, selbst der jüngste Deutsche, der dafür verantwortlich hätte sein können, war bei der damaligen Festlegung des deutschen Wahlalters 25 Jahre alt. Er zählt somit heute zu mindestens fünfzig Jahren. Das heißt: die überwältigende Mehrzahl der Männer des deutschen Volkes hat den Krieg einfach zwangsläufig mitgemacht, wie die Masse des überlebenden französischen oder englischen Volkes auch. Wenn sie anständig waren, dann haben sie damals genau so ihre Pflicht erfüllt, sofern sie schon das Alter dazu besaßen, wie dies jeder anständige Franzose und Engländer tat. Wenn sie unanständig waren, haben sie dies unanständig und schlecht verdient oder für die Revolution gearbeitet. Diese sind aber heute gar nicht mehr in unseren Reihen, sondern sie leben zum größten Teil als Emigranten bei irgendwelchen internationalen Gattungen. Diese deutsche Volk hat genau so viel Vorfälle als andere Völker und natürlich auch genau so viele Nachteile und Gebrechen. Die deutsche Frage lag nun darin, daß dieses Volk zum Beispiel noch im Jahre 1935 für eine Schuld, die es nie begangen hat, eine Wiedergeburt tragen soll, die für ein erhebliches Volk unentraglich, für ein fleißiges Volk teufelhaft und für ein intelligentes Volk empörend ist. Die deutsche Frage besteht weiter darin, daß man durch ein Existenzvernünftiger Handlungen, Maßnahmen, bürgerlicher Verordnungen sich bemüht, den an sich schon sehr schweren Kampf um die Lebensbehauptung noch mehr zu erschweren. Und nicht nur künstlich, sondern übermäßig und unsinnig zu erschweren. Denn es hat von dieser Erschwerung der deutschen Lebenshaltung die übrige Welt nicht den geringsten Vorteil.

Auf den deutschen Menschen trifft pro Kopf der Bevölkerung achtehnmal weniger Grund als zum Beispiel auf einen Russen. Es ist verständlich, wie schwer allein dadurch der Lebenskampf um das tägliche Brot sein muß und es auch ist; ohne die Tüchtigkeit und den Fleiß des deutschen Bauern und die organisatorische Fähigkeit des deutschen Volkes wäre eine Lebensführung für diese 67 Millionen kaum denkbar. Was aber soll man nun von der geistigen Einsicht jener halten, die diese Schwierigkeiten vielleicht sogar erkennen und sich dennoch künstlich in Prestizfaktoren, Publikationen und Vorträgen über unser Elend freuen, ja, geradezu triumphierend jedem Anzeichen dieser unserer inneren Not nachspüren, um sie der anderen Welt mitteilen zu können! Sie würden ansehnlich glücklich sein, wenn diese Not bei uns noch viel größer wäre, wenn es uns nicht gelänge, durch Fleiß und Intelligenz sie immer wieder erträglich zu machen.

Sie haben keine Ahnung davon, daß die deutsche Frage ein ganz anderes Gesicht bekommen würde, wenn erst einmal die Fähigkeit und der Fleiß dieser Millionen erlahmen und damit nicht nur das Elend, sondern auch die politische Unvernunft ihren Eingang halten würden. Und dies ist eine der deutschen Frage, und die Frage der Sicherung der deutschen Lebenshaltung von Jahr zu Jahr erfolgreich gelöst werden kann, genau so wie ich wünsche, daß auch das deutsche Volk die in seinem eigenen Interesse liegende glückliche Lösung dieser Lebensfragen bei anderen Völkern begreift und würdigt.

Die Welterung dieser Frage in Deutschland ist aber zunächst eine Angelegenheit des deutschen Volkes selbst und braucht die übrige Welt überhaupt nicht zu interessieren. Sie berührt die Interessen anderer Völker nur insofern, als das deutsche Volk bei der Lösung dieser Frage gezwungen ist, wirtschaftlich als Käufer und Verkäufer auch mit den anderen Völkern Verbindungen aufzunehmen. Und hier würde es wieder nur im Interesse dieser anderen Welt liegen, diese Frage zu verstehen, das heißt, zu begreifen, daß der Streit nach Brot bei einem 40-, 50- oder 60-Millionen-Volk nicht eine ausgefuchste Wollschafheit des Regimes oder bestimmter Regierungen ist, sondern eine natürliche Neuerung des Dranges zur Lebensbehauptung. Und daß faule Völker vernünftiger sind als hungrierige, und daß nicht nur die eigenen Regierungen interessiert sein sollen an einer ausreichenden Ernährung ihrer Bürger, sondern ebenso auch die umliegenden Staaten und Völker! Und daß daher die Ermöglichung einer solchen Re-

bensbehauptung im höchsten Sinne des Wortes im Interesse aller liegt! Es blieb der Vortragszeit vorbehalten, die gegenteilige Auffassung zu finden und selbst als Kriegsgrund zu proklamieren, nämlich die Meinung, daß ein Teil der europäischen Völkerrfamilie um so besser fahren würde, je schlechter es dem anderen ginge.

Das deutsche Volk braucht keine besonderen Beihilfen zu seiner Lebensbehauptung. Es will nur seine schlechteren Chancen bekämpfen, als sie auch anderen Völkern gegeben sind. Dies aber ist die deutsche Frage.

Und die zweite deutsche Frage ist folgende: Weil infolge der außerordentlich unglücklichen allgemeinen Verhältnisse

Deutschlands Gleichberechtigung ist Europas Frieden

Im Jahre 1932 stand Deutschland am Rande des bolschewistischen Zusammenbruchs. Was dieses Chaos in einem so großen Staat für Europa bedeutet haben würde, werden ja vielleicht einzelne europäische Staatsmänner in der Zukunft an anderen Orten noch zu studieren Gelegenheit erhalten. Ich habe aber jedenfalls die Lieberbindung dieser äußerlich gerade wirtschaftlich am sichtbarsten in Erscheinung tretenden Kriege des deutschen Volkes nur erreicht durch die Mobilisierung der allgemeinen sittlichen und moralischen Werte der deutschen Nation. Der Mann, der Deutschland vom Bolschewismus retten wollte, der mußte die Frage der deutschen Gleichberechtigung zur Entscheidung und damit zur Lösung bringen. Nicht, um anderen Völkern ein Leid zuzufügen, sondern im Gegenteil, um ihnen durch die Verhinderung des Herinbrechens eines im letzten Ausmaß für Europa gar nicht vorstellbaren Ruins vielleicht sogar noch ein großes Leid zu ersparen. Denn die Wiedergewinnung der deutschen Gleichberechtigung hat dem französischen Volk nichts Schmerzlicheres zugefügt. Allein der rote Aufbruch und der Zusammenbruch des Deutschen Reiches hätten der europäischen Ordnung und der europäischen Wirtschaft einen Schlag verleiht, von dessen Folgen die meisten europäischen Staatsmänner leider keine richtige Vorstellung besitzen. Dieser Kampf um die deutsche Gleichberechtigung, den ich nun drei Jahre lang führte, ist nicht die Aufklärung einer europäischen Frage, sondern ihre Lösung.

Es ist ein wahrhaft tragisches Unglück, daß gerade durch den Versailles Friedensvertrag ein Zustand geschaffen wurde, an dessen Beibehaltung das französische Volk glaubte, besonders interessiert zu sein. So wenig reale Vorteile dieser Zustand für den einzelnen Franzosen in sich bergen konnte, so groß war die unendliche Verklammerung, die zwischen der Versailles Diskriminierung des deutschen Volkes und den französischen Interessen zu bestehen schien. Vielleicht war es auch die Schuld der charakteristischen Schwäche der deutschen Nachkriegsjahre und unserer Regierungen, insbesondere aber unserer Parteien, daß dem französischen Volk und den ernsten französischen Staatsmännern die Unrichtigkeit dieser Auffassung nicht genügend zum Bewußtsein gebracht werden konnte. Denn je schlechter die einzelnen Regierungen der vor uns liegenden Zeit waren, um so mehr hatten sie das nationale Erwachen des deutschen Volkes selbst zu scheuen. Um so größer war daher auch die Angst vor jeder nationalen Selbstbestimmung und damit um so einverständlicher

und Voraussetzungen der wirtschaftlichen Lebenskampf des deutschen Volkes sehr schwer ist, die Intelligenz der Nation und damit der natürliche Lebensantrieb aber sehr hoch sind, ist eine außerordentliche Anspannung aller Kräfte notwendig, um diese erste deutsche Frage zu meistern. Es kann viel eher überhaupt nur dann gelingen, wenn dieses Volk auch nach außen hin das Gefühl der politischen Gleichberechtigung und damit der politischen Sicherheit besitzt. Es ist unmöglich, ein Volk von Ehrgefühl und von Tapferkeit in der Welt auf die Dauer als Heloten halten oder gar leiten zu können.

Es gibt keine bessere Befähigung für die angeordnete Friedensliebe des deutschen Volkes, als die Tatsache, daß es sich trotz seiner Fähigkeit und trotz seiner Tapferkeit, die wohl auch von den Gegnern nicht bestritten werden können, sowie trotz seiner großen Volkshäufigkeit nur einen so bescheidenen Anteil am Lebensraum und an den Lebensgütern der Welt gesichert hat. Allein gerade diese immer mehr nach innen gewandte Art des deutschen Lebens trägt es nicht, in unwürdiger Weise entredet oder mißhandelt zu werden.

Indem der unselige Friedensvertrag von Versailles die geschichtlich geradezu einzige Verzerrung eines Kriegszuganges nach der moralischen Seite hin festlegen wollte, hat er jene deutsche Frage geschaffen, die ungelegt eine kritische Belastung Europas und gößt eine Befreiung Europas darstellt.

Und ich habe mir nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages im Jahre 1919 vorgenommen, diese Frage einmal zu lösen. Nicht, weil ich Frankreich oder irgendeinem anderen Staat etwas zuleide tun will, sondern weil das deutsche Volk auf die Dauer das ihm zugefügte Leid nicht tragen kann, nicht tragen will und nicht tragen soll!

Ihre Haltung gegenüber der allgemeinen internationalen Disziplinierung des deutschen Volkes. Ja, sie benötigen geradezu diese schändliche Fesselung, um ihr trauriges eigenes Regime auf diese Weise zu stützen. Wohin dieses Regime Deutschland geführt hat, zeigte eindringlich der drohende Zusammenbruch.

Nun war es natürlich schwer, die Wiederherstellung der deutschen Gleichberechtigung gegenüber einer so eingeschuldeten Gewöhnung unserer Nachbarn an die Ungleichberechtigung, als für diese nicht nur nicht schädlich, sondern im Gegenteil im letzten Grunde sogar als international nützlich nachzuweisen. Sie, meine Abgeordneten, Männer des Reichstages, kennen den schweren Weg, den ich gehen mußte seit jenem 30. Januar 1933, um das deutsche Volk aus seiner unwürdigen Stellung zu erlösen, um ihm Schritt für Schritt die Gleichberechtigung zu sichern, ohne es dabei aus der politischen und wirtschaftlichen Gemeinschaft der europäischen Nationen zu entfernen und besonders ohne aus der Abwidlung der Folgen einer alten Feindschaft wieder eine neue zu erzeugen!

Ich werde einmal von der Geschichte die Befähigung beanspruchen können, daß ich in meiner Stunde meines Handelns für das deutsche Volk die Pflichten vergessen habe, die ich und die mir alle der Aufrechterhaltung der europäischen Kultur und Zivilisation gegenüber zu tragen schuldig sind.

Es ist aber eine Voraussetzung für den Bestand dieses an Ende gerade in der Vielgestaltigkeit seiner Kulturen und eigenartigen Kontinents, daß er nicht denkbare ohne das Vordringen seiner freien und unabhängigen Nationen als Rationallisten. Es mag ich europäisches Volk überzeugt sein, daß es den größten Beitrag zu unserer abendländischen Kultur geleistet hat. Zum ganzen aber wollen wir uns nicht wegwünschen von dem, was die einzelnen Völker gegeben haben, und wollen daher auch nicht streiten über das Gewicht dieser ihrer einzelnen Beiträge, sondern müssen nur erkennen, daß aus der Zivilisation der europäischen Einzelnheiten ohne Zweifel die europäischen Einzellösungen auf den verschiedensten Gebieten der menschlichen Kultur. So sehr wir daher bereit sind, in dieser europäischen Kultur mitzuarbeiten als freies und gleichberechtigtes Glied, so hartnäckig möchten wir aber das bleiben, was wir sind.

Deutschland und Frankreich

Ich habe in diesen drei Jahren — leider nur zu oft vergeblich — immer wieder versucht, eine Brücke zur Verständigung zum französischen Volk zu schlagen. Je mehr wir uns aus der Bitternis des Weltkrieges und seiner Nachjahre entfernen, um so mehr verfließt in den menschlichen Erinnerungen das Böse, und das Schöne des Lebens, der Erkenntnisse und Erfahrungen tritt in den Vordergrund. Was sich einst als erbitterter Gegner gegenüberstand, würdigt sich heute als tapferer Kämpfer eines vergangenen großen Ringens und sieht sich wieder als Träger und Fortsetzer einer großen allgemeinen menschlichen Kultur.

Warum soll es dann nicht möglich sein, den zwei großen Jahrhunderte langen Streit, der keinem der beiden Völker einen endgültigen Entscheid gebracht hat, bringen konnte und bringen wird, abzubauen und durch die Rücksichtnahme einer höheren Vernunft zu ersetzen?

Das deutsche Volk ist nicht interessiert daran, daß das französische Leid und umgekehrt: wo läge der Vorteil für Frankreich darin, wenn Deutschland in Not verkommt? Welchen Nutzen hat der französische Bauer, wenn es dem deutschen

schlecht geht oder umgekehrt? Oder wofür ein Vorteil bietet sich für den französischen Arbeiter etwa aus der Not des Deutschen? Welchen Segen könnte es aber auch für Deutschland bringen, für den deutschen Arbeiter, den deutschen Mittelstand und das deutsche Volk überhaupt, wenn Frankreich vom Unglück heimgejagt würde?

Ich habe versucht, die Fragen einer höherfüllten Klassenkampftheorie im Inneren Deutschlands im Sinne einer höheren Vernunft zu lösen, und es ist mir dies gelungen. Warum soll es nicht möglich sein, das Problem der allgemeinen europäischen Völk- und Staatenangelegenheiten aus der Sphäre des Unvernünftigen, Leidenschaftlichen herauszuheben und unter das ruhige Licht einer höheren Einsicht zu stellen?

Ich habe mir jedenfalls einst geschworen, ebenso tapfer für die deutsche Gleichberechtigung zu kämpfen als tapfer für die deutsche Gleichberechtigung zu kämpfen und diese so oder so durchzuführen, wie umgekehrt aber auch das Verantwortungsbewußt zu stärken für die Notwendigkeit einer europäischen gegenseitigen Rücksichtnahme und Zusammenarbeit.

Aber keinen Pakt mit dem Bolschewismus

Wenn mir aber heute von seiten meiner internationalen Gegner vorgehalten wird, daß ich doch diese Zusammenarbeit mit Rußland ablehne, so muß ich demgegenüber folgendes erklären: Ich lehne und lehnte sie nicht ab mit Rußland, sondern mit dem auf die Herrschaft der Welt Anspruch erhebenden Bolschewismus. Ich bin Deutscher. Ich liebe mein Volk und hänge an ihm. Ich will, daß es nur dann glücklich sein kann, wenn ihm das Leben nach seinem Wesen und seiner Art möglich ist. Ich will nicht, daß über das deutsche Volk, das nicht nur weinen, sondern auch durch sein ganzes Leben hindurch immer herzlich lachen konnte, das Trauen der kommunistischen internationalen Gesellschaft geleitet wird. Ich ärgere für Europa bei dem Gedanken, was aus unserem alten menschenüberfüllten Kontinent werden soll, wenn durch das Herinbrechens dieser destruktiven und alle bisherigen Werte umwälzenden asiatischen Weltanschauung das Chaos der bolschewistischen Revo-

lution erfolgreich sein würde. Ich bin vielleicht für viele europäischen Staatsmänner ein phantastischer, jedenfalls aber unangenehmer Warner.

Daß ich aber in den Augen der bolschewistisch-internationalen Weltunterdrücker als einer der größten Feinde gesehe, ist für mich nur eine große Ehre und eine Rechtfertigung meines Handelns vor der Nachwelt.

Ich kann nicht verhindern, daß andere Staaten ihren Weg gehen, den sie nun einmal glauben gehen zu müssen oder wenigstens gehen zu können, aber ich werde es verhindern, daß auch Deutschland diesen Weg in das Verderben antritt. Und ich glaube, daß dieses Verderben in dem Augenblick seinen Eingang halten würde, in dem die Staatsführung sich selbst zum Verbündeten einer solchen destruktiven Lehre hergeben wollte. Ich sehe keine Möglichkeit, dem deutschen Arbeiter

die mich so tief bewegende Gefahr des Unglücks eines solchen Chaos klarzumachen, wenn ich selbst als Führer der Nation mich in enge Beziehungen zu dieser Gefahr bringen wollte. Ich will auch hier als Staatsmann und Führer des Volkes alles tun, was ich dem einzelnen Volksgenossen erwarten und verlangen. Ich glaube nicht, daß die engere Verbindung mit einer Weltanschauung, die für ein Volk verberblich ist, für Staatsmänner nützlich sein kann. Wir haben in der deutschen Geschichte der letzten 20 Jahre ja Gelegenheiten gehabt, Erfahrungen auf diesem Gebiet zu sammeln. Die erste Fäulnis mit dem Bolschewismus im Jahre 1917 brachte ein Jahr später selbst die Revolution. Die zweite Verbindung mit ihm genigte, um in wenigen Jahren Deutschland knapp an den Rand des kommunistischen Zusammenbruchs zu bringen. Ich habe diese Beziehungen geliebt und damit Deutschland vor diesem Verderben gerettet. Nichts wird mich bewegen können, einen anderen Weg zu gehen als den, den mir Erfahrung, Einsicht und Verantwortung vorschreiben. Und ich weiß, daß diese Lieberzeugung tiefes Gefährden und Abseignen der ganzen nationalsozialistischen Bewegung geworden ist. Mit jeder Verantwortlichkeit werden wir die sozialen Probleme und Spannungen in unserem Volk auf dem Wege einer fortgesetzten Evolution lösen und damit uns des Segens einer ruhigen Entwicklung versichern, die allen unseren Volksgenossen zugute kommt. Und was dabei an immer neuen Aufgaben anfallt, erfüllt uns mit der Freude desjenigen, der ohne Arbeit und damit ohne Aufgaben nicht zu leben vermag. Wenn ich diese grundsätzliche Einstellung auf die europäischen allgemeine Politik übertrage, dann ergibt sich daraus für mich die Unterscheidung Europas in zwei Hälften: in jene Hälfte, die sich aus selbständigen und unabhängigen Nationalstaaten aufbaut, aus Völkern, mit denen wir tausendfältig durch die Geschichte und Kultur verbunden sind, und mit denen wir in alle Zukunft genau so wie mit den freien und selbständigen Nationen der außereuropäischen Kontinente verbunden bleiben wollen. Und in eine andere Hälfte: die von jener unzulässigen und einen allgemeinen internationalen Herrschaftsanspruch erhebenden bolschewistischen Lehre regiert wird, die selbst den ewigen und unheiligen Dicks- und Jenseitsverboten die Vernichtung predigt, um eine andere, und in Kultur, Aussehen und Inhalt abschaulich vorkommende Welt aufzubauen.

Mit ihr wollen wir außer den gegebenen politischen und wirtschaftlichen internationalen Beziehungen in keine sonstige innere Verbindung kommen.

Es liegt nun eine unendliche Tragik darin, daß als Abschluß unserer langjährigen aufeinandergehenden Vermählungen um das Vertrauen, die Sympathien und die Zuneigung des französischen Volkes ein Militärkündnis abgeschlossen wurde, dessen Anfang wir heute kennen, dessen Ende aber, wenn die Vorziehung nicht wieder einmal gnädiger ist, als es Menschen verdienen, vielleicht von unabsehbaren Folgen sein wird.

Ich habe mich in den letzten drei Jahren bemüht, langsam, aber stetig, die Voraussetzungen für eine deutsch-französische Verständigung zu schaffen. Ich habe dabei nie einen Zweifel darüber gelassen, daß zu den Voraussetzungen dieser Verständigung die absolute Gleichberechtigung und damit die gleiche Rechtsverwertung des deutschen Volkes und Staates gehört. Ich habe aber bewußt in dieser Verständigung nicht nur ein Problem gesehen, das auf den Wegen von Völkern gelöst wird, sondern ein Problem, das zunächst den beiden Völkern psychologisch nahegebracht werden muß, da es nicht nur verstanden, sondern auch gefühlsmäßig vorbereitet werden soll. Ich habe daher auch oft den Vorwurf bekommen, daß meine Freundschaftsangebote keine konkreten Vorschläge enthalten hätten.

Dies ist nicht richtig!

Was geschah mit Hitlers Friedensvorschlägen?

Was konnte zur Entspannung der deutsch-französischen Beziehungen überhaupt vorgeschlagen werden konnte, habe ich auch mutig konsequent vorgeschlagen. Ich habe einst nicht geglaubt, mich dem konsequenten Vorschlag einer Rüstungsbeschränkung von 200.000 Mann anzuschließen. Ich habe mich, als dieser Vorschlag dann von den verantwortlichen Vertretern selbst preisgegeben wurde, mit einem ganz konkreten neuen Vorschlag an das französische Volk und an die europäischen Regierungen gewandt. Auch der 300.000-Mann-Vorschlag erhielt Ablehnung.

Ich habe eine ganze Reihe weiterer konkreter Vorschläge zur Entgültigung der öffentlichen Meinungen in den einzelnen Staaten und zur Reinigung der Kriegsführung und damit letzten Endes zu einer wenn auch langsamen, so aber sicheren Abklärung gebracht. Es ist ein einziger dieser deutschen Vorschläge wirklich berücksichtigt worden. Der realistische Sinn einer englischen Regierung hat meinen Vorschlag der Herabsetzung einer dauernden Relation zwischen der deutschen und englischen Flotte, die ebenso den Bedürfnissen der deutschen Sicherheit entspricht, wie umgekehrt Bedarf nimmt auf die enormen überseeischen Interessen eines großen Weltreiches, angenommen. Und ich darf wohl darauf hinweisen, daß bis heute noch dieses Abkommen der praktischste

einzig existierende, wirkliche verständnisvolle und daher gelungene Versuch einer Rüstungsbeschränkung geblieben ist. Die Reichsregierung ist bereit, diesen Vertrag durch eine weitere qualitative Abmachung mit England zu ergänzen.

Ich habe den sehr konkreten Grundgedanken ausgesprochen, daß die Sammelprogramme einer internationalen Rüstungsbeschränkung eine Verwirklichung besitzen wie die Generalabwägung einer unter solchen Umständen von vornherein schon als undurchführbar erwiesenen Weltabwägung. Ich habe demgegenüber betont, daß nur Schrittweise an diese Fragen herangetreten werden kann, und zwar nach der Richtung des vernünftigen geringsten Widerstandes hin. Ich habe aus dieser Überzeugung heraus den konkreten Vorschlag auch für einen Vorschlag entwickelt, unter der Zugrundelegung gleicher Stärken für Frankreich, England und Deutschland.

Das Ergebnis war zunächst eine Nichtachtung dieses Vorschlages und dann die Hinfälligkeit eines neuen, in seinem militärischen Ausmaß unübersehbaren osteuropäisch-asiatischen Faktors in das europäische Gleichgewicht.

Beweise der Friedensliebe

Ich habe mich jahrelang also mit konkreten Vorschlägen abgegeben, allein ich siehe nicht an zu erklären, daß mir mindestens ebenso wichtig als die sogenannten konkreten Vorschläge die psychologische Vorbereitung für die Verständigung erschienen ist, und ich habe auf dem Gebiete mehr getan, als ein aufstrebender fremder Staatsmann jemals überhaupt auch nur erhoffen dürfte.

Ich habe die Frage der ewigen europäischen Grenzverhältnisse aus der Atmosphäre der öffentlichen Diskussion in Deutschland genommen.

Nach nicht langer Zeit nur so oft auf dem Standpunkt, und dies gilt besonders für ausländische Staatsmänner, daß dieser Einstellung und ihren Handlungen keine besondere Bedeutung zukommt. Ich darf darauf hinweisen, daß es mir genau so möglich gewesen wäre, als Deutscher die Wiederherstellung der Grenzen vom Jahre 1914 moralisch als mein Programm aufzustellen und publizistisch und oratorisch zu vertreten, so wie das etwa französische Minister und Volksführer nach dem Jahre 1871 getan haben. Meine Herren Kritiker sollen mir auch auf diesem Gebiet nicht jede Fähigkeit abschreiben.

Es ist viel schwerer für einen Nationalisten, einem Volk zur Verständigung zuzureden, als das Umgekehrte zu tun. Und es würde das auch für mich wahrscheinlich einfacher

gewesen sein, als das Gefühl für die Notwendigkeit der Verständigung zu wecken und dauernd zu vertiefen. Und das habe ich getan. Ich habe die deutsche öffentliche Meinung von Angriffen solcher Art durch unsere Nachbarn befreit. Ich habe aus der deutschen Presse jeden Haß gegen das französische Volk entfernt. Ich bemühe mich, in unserer Jugend das Verständnis für das Ideal einer solchen Verständigung zu erwecken, und zwar sicher nicht erfolglos. Und vor wenigen Wochen die Franzosen in das Olympische Stadion in Garmisch-Partenkirchen einzulassen, das hatten sie vielleicht Gelegenheit, festzustellen, ob und inwieweit mir eine solche innere Umstellung des deutschen Volkes gelungen ist.

Diese innere Vereinnahmung aber, eine solche Verständigung zu suchen und zu finden, ist wichtiger als ausgeführte Versuche von Staatsmännern, die Welt in ein Reg. Juristisch und sachlich undurchführbarer Pakt zu verwickeln.

Dieses Bestreben von Männern war aber doppelt schwer, weil ich in derselben Zeit Deutschland aus der Verstrickung eines Vertrages lösen mußte, der ihm seine Gleichberechtigung raubte, an dessen Aufrechterhaltung aber — ob mit Recht oder Unrecht ist nebensächlich — das französische Volk geglaubt hat, interessiert sein zu müssen.

Locarno-Vertrag und französisch-sowjetrussischer Pakt

Ich habe dabei gerade als deutscher Nationalist für das deutsche Volk noch ein weiteres besonders schweres Opfer auf mich nehmen müssen.

Es ist bisher in der neueren Zeit noch nie versucht worden, nach einem Krieg dem Verlierer souveräne Freiheitsrechte über große und alte Teile seines Reiches einfach abzuspucken. Ich habe nur im Interesse dieser Verständigung dieses schwere Opfer, das man uns politisch und moralisch aufzubringen konnte, getragen und wollte es weiter tragen, nur weil ich glaube, einen Vertrag aufrecht erhalten zu sollen, der vielleicht mitteilen konnte, die politische Atmosphäre zwischen Frankreich und Deutschland und England und Deutschland zu reinigen und das Gefühl einer Sicherheit auf allen Seiten zu verbreiten.

Ja darüber hinaus habe ich oft und auch hier in diesem Hause die Auffassung vertreten, daß wir nicht nur bereit sind, diesen schweren Beitrag für die europäische Friedensliebe zu tragen, solange auch die anderen Partner ihre Verpflichtungen erfüllen, sondern daß wir in diesem Vertrage überhaupt den einzigen möglichen, weil konkreten Versuch einer europäischen Sicherung erhalten wollen. Ihnen, meine Abgeordneten, ist der Inhalt und Sinn dieses Vertrages bekannt. Er sollte zwischen Belgien und Frankreich einerseits und Deutschland andererseits für alle Zukunft die Anwendung von Gewalt verhindern. Durch die schon vorher abgeschlossenen Bündnisverträge Frankreichs ergab sich aber die erste, wenn auch den Sinn dieses Paktes, des Rhein-Paktes von Locarno, noch nicht aufhebende Befristung. Deutschland leistete zu diesem Pakt den schwersten Beitrag, denn während Frankreich seine Grenze in Erz, Beton und Wasser armierte und mit zahlreichen Garnisonen versah,

wurde die fortwährende Aufrechterhaltung einer vollkommenen Wehrlosigkeit im Westen aufgebürdet. Dennoch haben wir auch dieses in der Hoffnung, dem europäischen Frieden zu dienen und der Verständigung der Völker zu nützen, auf uns genommen.

Es steht mit diesem Pakt nun in Widerspruch die Abmachung, die Frankreich im vergangenen Jahre mit Rußland eingegangen und bereits unterzeichnet hat, und deren Befestigung durch die Kammer soden erfolgt ist.

Die Unterredung mit de Toubenel

Am 21. Februar wendete sich an mich ein französischer Journalist mit der Bitte, ihm ein Interview zu gewähren. Da mir mitgeteilt wurde, daß es sich um einen jener Franzosen handelte, die sich genau so wie wir bemühen, Wege für die Verständigung zwischen den beiden Völkern zu finden, wollte ich um so weniger eine Ablehnung aussprechen, als ja auch eine solche sofort wieder als Zeichen meiner Mißachtung der französischen Journalistik gewertet worden wäre.

Ich habe die gewünschten Aufklärungen gegeben, so wie ich sie in Deutschland selbst hundert- und tausendmal offen ausspreche, und ich habe noch einmal versucht, mich an das französische Volk zu wenden mit der Bitte um eine Verständigung, an der wir mit ganzem Herzen

Denn durch diese neue französisch-sowjetrussische Abmachung wird über den Umweg der Tschechoslowakei, die ein gleiches Abkommen mit Rußland getroffen hat, die bedrohliche militärische Macht eines Riesenreiches nach Mitteleuropa herangezogen. Es ist dabei das Unmögliche, daß diese beiden Staaten in ihrer Abmachung sich verpflichten, ohne Rücksicht auf eine entweder bereits vorliegende oder zu erwartende Entscheidung des Völkerbundesrates im Falle einer europäischen östlichen Verwicklung die Schuldfrage nach eigenem Ermessen zu klären und dementsprechend die gegenseitige Wehrhandverfügung als gegeben zu betrachten oder nicht.

Die Behauptung, daß in diesem Pakt durch eine angelegte Einschränkung die erste Verpflichtung wieder aufgehoben würde, ist unverständlich. Denn ich kann nicht in einem Punkt ein bestimmtes Verbotnis als ausdrücklichen Bruch mit einer sonst geltenden Verpflichtung festlegen und damit als bindend annehmen, um in einem weiteren Punkt festzuhalten, daß gegen diese anderen Verpflichtungen nicht gehandelt werden soll. In diesem Falle würde die erste Bindung unvernünftig und damit ebenso unverständlich sein.

Dieses Problem ist aber zunächst ein politisches Problem und als solches in seiner schwerwiegenden Bedeutung zu werten. Frankreich hat diesen Vertrag nicht abgeschlossen mit einer beliebigen europäischen Macht, Frankreich hatte schon vor dem Rheinpakt Wehrhandverträge sowohl mit der Tschechoslowakei als auch mit Polen. Deutschland nahm daran seinen Anstoß, nicht nur weil diese Pakte zum Unterschied des französisch-sowjetrussischen Paktes sich den Völkerbundsstellen unterwarf, sondern weil sowohl die damalige Tschechoslowakei wie besonders Polen primär stets eine Politik der Vertretung ihrer eigenen nationalen Interessen führten. Deutschland hat nicht den Wunsch, diese Staaten anzugreifen, und glaubt auch nicht, daß es im Interesse dieser Staaten liegen wird, einen Angriff gegen Deutschland vorzunehmen.

Vor allem aber: Polen wird Polen bleiben und Frankreich Frankreich. Sowjetrußland aber ist der sozialistische organisierte Expansions einer revolutionären Weltanschauung. Seine Staatsaufstellung ist das Glaubensbekenntnis zur Weltrevolution. Es ist nicht feststellbar, ob nicht morgen oder übermorgen auch in Frankreich diese Weltanschauung erfolgreich sein wird. Sollte aber dieser Pakt eintreten — und als deutscher Staatsmann möchte ich auch pflichtgemäß damit rechnen —, dann ist es sicher, daß dieser neue bolschewistische Staat eine Zettion der bolschewistischen Internationalen sein würde, das heißt, die Entschleunigung über Angriff oder Widerstand wird dann nicht von zwei verschiedenen Staaten nach deren objektivem eigenen Ermessen getroffen, sondern von einer Stelle aus direktiv erteilt. Diese Stelle aber würde im Falle dieser Entwicklung nicht mehr Paris, sondern Moskau sein.

So wenig Deutschland in der Lage ist, schon aus rein territorialen Gründen Rußland anzugreifen, so sehr wäre Rußland jederzeit in der Lage, über den Umweg seiner vorgeschobenen Positionen einen Konflikt mit Deutschland herbeizuführen. Die Befestigung des Angriffs wäre dann, weil unabhängig von der Bestimmung des Völkerbundsrates, wohl von vornherein gewollt.

Die Behauptung über der Einwand, daß Frankreich und Rußland nichts tun würden, was sie eventuellen Sanktionen aussetzen könnte, und zwar von Seiten Englands oder Italiens — ist belanglos, weil es nicht zu ermitteln ist, welcher Art wirksame Sanktionen gegen eine so übermächtige, weltumspannend und militärisch einige Konstitution überhaupt sein könnten.

Wir haben jahrelang vor dieser Entwicklung besorgt gewarnt. Nicht, weil wir sie mehr zu fürchten haben als andere, sondern weil sie eines Tages von uns furchtbaren Folgen für ganz Europa bedeuten könnte. Man hat diese unsere ernsten Bedenken abzuwehren versucht mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit des russischen Kriegsinstrumentes, in auf seine Schwerfälligkeit und Unverwundbarkeit zu einem europäischen Krieg. Wir haben diese Auffassung immer bekämpft, nicht weil irgendwo der Lieberzeugung sind, daß der Deutsche an sich unterlegen wäre, sondern weil wir alle wissen, daß auch der Zahl die besondere Bedeutung und ihr befehlendes Gewicht hat. Wir sind aber um so mehr dankbar, über die Aufklärungen, die gerade in der französischen Kammer von Herrn Herriot über die aggressive militärische Bedeutung Rußlands gegeben worden sind. Wir wissen, daß diese Darlegungen Herrn Herriot von der Sowjetregierung selbst gegeben wurden, und sind überzeugt, daß diese nicht den geistigen Initiator des neuen Bündnisses in Frankreich mit falschen Aufklärungen bedingt haben kann, ebenso wie wir nicht zweifeln an der wahren Wiederhergabe dieser Informationen durch Herrn Herriot.

Nach diesen Informationen aber, steht ersicht ich, daß die russische Armee eine Friedensstärke von 1.350.000 Mann besitzt, daß sie zweitens 17½ Millionen Mann Kriegsstärke und Reserven umfaßt, daß sie drittens mit der größten Luftwaffe ausgestattet ist und viertens über die größte Zerstörungsart der Welt verfügt.

Die Betanzen dieses gewaltigen militärischen Faktors, der auch in seiner Beweglichkeit und in seiner Führung als ausgezeichnet und jederzeit einsetzbar geschult wurde, in das mitteleuropäische Spiel, erhöht jedes wirkliche europäische Gleichgewicht. Es verbindet außerdem jede mögliche Abwägung der erforderlichen Betriebsdienstmittel mit der Luft und in der Luft für die davon betroffenen europäischen Staaten und insbesondere für das allein als Gegner in Aussicht genommene Deutschland.

Diese Riesenmobilisierung des Ostens gegen Mitteleuropa steht aber nicht nur buchstabenmäßig, sondern vor allem auch dem Sinne nach im Gegensatz zum Geiste des Locarno-Paktes. Nicht nur als Betroffene allein haben diese Empfindungen, sondern sie lebt in allen Männern, in allen Völkern und ist auch — publizistisch und politisch — überall offen vertreten worden.

Hängen und die wir so gerne verwirklicht sehen möchten. Ich habe aber weiter mein tiefes Bedauern ausgesprochen über die drohende Entwicklung in Frankreich durch den Abschluß eines Paktes für den unserer Lieberzeugung nach keine zu begreifende Notwendigkeit vorlag, der aber im Falle seiner Realisierung eine neue Sachlage schaffen müßte und würde. Dieses Interview ist, wie Sie wissen, aus Gründen, die uns unbekannt sind, zurückgehalten worden und erschien erst am Tage nach der Ratifizierung in der französischen Kammer. So sehr ich entsprechend meiner Ankündigung in diesem Interview auch in der Zukunft bereit sein werde und ausdrücklich gewillt bin, der deutsch-französischen Verständigung zu dienen, weil ich in ihr ein notwendiges Element der Sicherung Europas vor unübersehbaren Gefahren erblicke, und weil ich mir für beide Völker aus keinem anderen Verhassten

Unterhaltung und Wissen

2. Beilage

Unterhaltungsteil des
„Nachrichten für Stadt und Land“
Nummer 67 \ Sonntag, den 8. März 1936

Gottes Möglichkeiten Ein Wort zum Helbengedenktag Von Alfred Wien

Vor mir liegt eine Predigt, die der einstige Oberhofprediger am Berliner Dom, Ernst von Dröbner, am 24. November 1918, also wenige Tage nach Ausbruch der Revolution, gehalten hat. Es war am Totenfest des ungeliebten Jahres, und die Worte des Geistlichen stehen ganz unter dem erschütternden Eindruck der zeitlichen Ereignisse. „Das furchtbare Gemisch, das die Weltgeschichte sah, ist vorüber. Unsere Heere kehren zurück. Wir begrüßen sie nicht als Gesiegene, aber doch anders, als irgendeiner je es gedacht. Unsere Schmach kann nicht überboten werden, unsere Demütigung ist vollendet.“ Millionen Tote: „Sind sie vergesslich gestorben? Sind diese Opfer umsonst gebracht? Wir stehen da, verarmt, vereinsamt, unserer Hoffnungen, unserer Geliebten beraubt, ein tiefgebeugtes und gebrochenes Volk.“

Es mag angebracht sein, aus Anlaß des Helbengedenktags in einem solchen Dokument einer gar nicht so fernem Vergangenheit einmal zurückzublicken. Gibt es nicht die Stimmung wieder, die damals uns alle bewegt hat? Ist nicht die Frage nach dem Warum auf unser aller Lippen gewesen, hat nicht der Zweifel, — hat nicht die Verwirrung: „Vergelt!“ — in unser aller Herzen gedrungen?

Der vom gewissen Glauben an Gottes Weisheit und Gottes Gerechtigkeit tief durchdrungene, in der Festigkeit dieses Glaubens durch nichts beirrt oder verwirrt, Verkünder der ewigen Wahrheit aber fährt fort: „Hüten wir uns, daß unsere Trauer in ihrer Form nicht das Gedächtnis unserer Taten entzweie.“ Und er begründet seinen, den Zweifel und die Verwirrung überwindenden Glauben: „Kann denn wirklich einer, der an dies Leben glaubt, die Furcht hegen, Gottes Möglichkeiten seien zu Ende, weil die Angel gesprochen hat? Gehen Gottes Möglichkeiten nicht weiter als diese Spanne Zeit?“

Das war deutscher Glaube inmitten des Wahnsinns und der Revolution in jenen Tagen, da keiner wußte, was kommen werde: „Nur das eine wissen wir, daß alles unsicher ist.“ Und dieser Glaube pflanzte am Grabe die Hoffnung auf: daß der Untergang nur die Vorstufe sei zu neuem Aufstieg. Ein Glaube freilich, der nicht auf irgendein menschliches Meinen sich gründete, auf irgendeinen, damals weniger dem je gerechtfertigten leichtfertigen Optimismus, sondern — auf einen starken und treuen Gott: „Aus dem Glauben an diesen Gott und seine Erlösung wollen wir mit festem Herzen den schweren und ersten Glauben an die Zukunft unseres Volkes schaffen.“

Inmitten des allgemeinen Zusammenbruchs, des unübersehbaren Chaos eine Weisheit, die für die heilige Sache des Vaterlandes gesallenen Taten: nicht vergesslich. Es sprach im November des dunklen Jahres 1918 auf der Kanzel des Doms zu Berlin ein Christ und ein deutscher Mann; und so haben in jenen Tagen — und in der Jahrest danach auf unzähligen Kanzeln andere Christen und deutsche Männer gesprochen. — Ja, es mag angebracht sein, am Sonntag Reminiszere, der unseren Glauben gilt, auch solcher

Tröstungen und Verheißungen zu gedenken, die aus dem Opfer der teuren Toten, der Saat in Gott gesät, die künftige Ernte ausgeben schenken.

Vergelt! — Feigend, drohend, erdrückend stand vor uns allen dieses furchtbare Wort. Ich erinnere mich der Rückkehr aus dem Felde, einer Rückkehr, die nichts weniger denn eine Heimkehr gewesen ist. Hinter uns lagen die letzten Kämpfe der Schlacht bei Bouziers, wo in „Stellungen“, die keine Stellung mehr waren, selbstgegraben Kameraden in starrer, selbstverständlicher Widerstandsfähigkeit Taten, die an ein Wunder grenzten, verrichtet hatten, bis sie, ausdauernd auf verlorenem Posten, schweigend starben. Dann wurde die eiserne Wehr in langsamem Weichen, unter ständigen Gefechten über die Maas und bis in die Gegend von Sedan zurückgenommen. Dort erreichte uns mit der Nachricht vom Waffenstillstand die andere vom roten Aufruhr im Herzen des Vaterlandes.

Was lag vor uns? — Das war nicht die Heimat, nach der wir uns in den friedlosen Jahren geseht, an die wir uns als an eine ferne Wirklichkeit, die doch einmal vielleicht nah und wahr werden könnte, geklammert hatten. Nein, was uns erwartete — wir waren uns darüber völlig und unerbittlich im klaren —, war nicht der Friede der Heimat, der Friede eines im echten Sinne als solches anzusprechenden „Vaterlandes“.

Der dann folgende Marsch in das, was uns dort erwartete, war so ganz anders, als wir ihn uns ausgemalt hatten. Er ward zum Martyrium von jenem Augenblick an, wo uns an der deutschen Grenze die ersten Abgesandten der Revolution, Arbeiter- und Soldatenräte, entgegentraten. Dieses Martyrium nahm von Station zu Station — über die Eisen führte der Weg und durchs Moselthal, über den Rhein bis nach Hessen — eine ständige Steigerung ins Unerträgliche an. Und über jeder der einzelnen Lebensstationen standen, größer werdend und inhaltsschwerer von Mal zu Mal die Worte: Vergelt! — Umsonst.

Ja, hier schienen in Wirklichkeit alle Opfer umsonst gebracht, der Tod der Tausende und Millionen, die wir draußen in Feindesland lassen mußten. Angesichts dessen, was wir sahen und an uns selber erlitten, dünkte es uns, daß alle „Möglichkeiten“ am Ende waren. Wir zogen durch Deutschland, das unser Deutschland nicht war, das wir nicht wiedererkannten, in einem verbitterten und verbissenen Gram. Umsonst und vergelt! — alle s.

Alle Möglichkeiten am Ende, — nur Gottes Möglichkeit nicht. In jenen selben Tagen, da unser Glaube wankend geworden und ineinandergezwirrt war, aber sprach jener Prediger am Berliner Dom die mannhaften Worte der im Glauben an Gottes Führung gefestigten Hoffnung aus — im Nachruf der Totenfeier auf unsere Gefallenen: „Nicht verloren, nur vorangegangen, nicht vernichtet, sondern gerettet.“ Gerettet — wohin? In Gott: „Gott aber ist nicht der Tote, sondern der Lebendige Gott; denn sie leben ihm alle.“

Ich lebte das gewaltige Heer der in die Heimat nicht wiedergerückten Millionen. Vorangegangen: auf daß wir folgen. Von Gott — der Lebendigen Gott dazu bestimmt und ertoren, ein Beispiel zu geben für viele andere. Heute wissen wir es: Nichts ist vergänglich gewesen und nichts verloren von dieser Saat, in Gott gesät, als Frucht zu reifen — denn noch fürs Vaterland.

Heute liegen die Dinge anders als 1918 und in den Jahren unseres Zusammenbruchs, der uns der Willkür feindlicher Mächte wehrlos und — ehelos preisgab. Es ward uns die neue Wehrmacht, die dort anknüpfte, wo der Tod unsere gefallenen Helden mitten aus ihrer Tat, ihrem Opfer für des Vaterlandes Freiheit und Größe gerissen hat. Hordend stehen sie vor uns die Toten — lebendige Mahner und ewig-gültiger Beweis für Gottes an Deutschland wirkende Güte und Kraft. Sie fiele — aber in seine Hand. Ihre Liebe, deren man keine größere kennt: das Leben für seine Brüder zu lassen —, ist unserem jungen Heer zum Beispiel geworden, und so war ihr Opfer nicht vergesslich und nicht umsonst. Nein, sie sind nicht gestorben.

In solchem Gedenken, in solcher Gewisheit treten wir heute, an dem ihrem Gedenken besonders gewidmeten Sonntag Reminiszere an ihre Gräber heran, die das deutsche Vaterland als ein schützender Wall umgeben — in Frankreich, in Belgien und Rußland, in Fländern und in den Alpen, in Palästina und Mazedonien und in der Tiefe des Ozeans, und so sonst unsere Kameraden für ihre Heimat standhielten, litten, bluteten, starben: Gerettet in Gott — uns zur Errettung — für Deutschland.

„Nur, solange Menschen denken, jedenfalls solange wir heute, mit so ungeheurer Wucht die Vergänglichkeit alles Irdischen, die Nichtigkeit aller Worte und Theorien, aller Güter und Hoffnungen gepredigt worden als heute“, sagte in jener Predigt Dröbner. Eine geschichtliche Tatsache — wir wollen sie nicht vergessen. Eine Tatsache, die uns das Unzulängliche und Hilflosigkeit aller menschlichen Möglichkeiten eindringlich und unwiderleglich nahe gebracht hat. Uebermenschliches war in jenem über vier Jahre währenden Ringen geschehen, Wunder an Kraft und an Heldentum, die über alles Begreifen hinausgehen, waren verrichtet worden. Und alles — nach menschlichem Meinen — vergänglich. Gott hatte uns an die Grenzen der eigenen Möglichkeiten geführt, der eigenen Kraft.

Aber er hatte das deutsche Volk im Zusammenbruch der von Menschen geleisteten Möglichkeiten doch nicht verlassen. Wo diese endeten, da geschah es, daß die Möglichkeit Gottes zu wirken begann. Die Politik des Unmöglichen, die jenseits aller Weisheit und Klugheit der Diplomaten ist. Auf daß wir in ihm den Gott nicht der Toten, sondern der Lebendigen erkennen sollen, dessen Wille nicht Tod, sondern Leben ist. „Denn sie leben ihm alle.“ Und darum gilt ihnen: „Nicht verloren, nur vorangegangen, nicht vernichtet, sondern gerettet“, — an diesem Tage, der ihnen gehört, nicht unsere Trauer, vielmehr unser heißer Dank. Sie leben ihm — und uns. Alle.

Der Choral von Niemandsland Von Carl Buerkert

Diese Geschichte trug sich im dritten Jahr des großen Krieges an der Westfront zu. Es läßt sich heute nicht mehr leicht feststellen, in welcher Gegend sie verlegt werden muß; denn die kleine Kapelle, in der sie spielte, war schon damals mehr ein Wunder als eine Möglichkeit und ist dann im weiteren Verlauf der Ereignisse vollständig vom Erdboden verschwunden.

Aber damals war sie noch vorhanden. Sie lag in einer nicht sehr breiten, waldigen Talnieder, umfrieselt von alten Eichen, und von den beiden Fronten her, die diesseits und jenseits auf den Waldhöhen verliefen, sah man bei einiger Sicht da und dort das helle Gemäuer aufschwimmen.

Die Kapelle war zweifellos ein Gnadenort, und haben wir diesen hegte man sicher immer wieder Gedanken, wie schön es wäre, wenn man sie unverändert in Händen hätte. Aber unter den gegebenen Gefandverhältnissen war dies nicht wohl möglich. In der Mitte konnte sich keiner der beiden Gegner festsetzen, ohne nutzlose Verluste zu erleiden, und gerade der Besitz der Kapelle hätte das Verhängnis heraufbeschworen. Denn dann hätten die Kanoniere, die doch immer mit einiger Strenge rechnen, mit dem besten Willen für die Kapelle nicht mehr eintreten können. Nur im Niemandsland war die Kapelle denkbar.

Einer von denen, die sich in Gedanken fort und fort mit der Kapelle da drinnen beschäftigten, ist der Unteroffizier Wegl. Wenn er den grauen Feldrock eines Tages ausziehen dürfte, wäre er wieder Organist und Chorleiter in einem fränkischen Städtchen. Es ist wohl keiner in der Kompanie, der so oft nach der Kapelle Ausschau hält wie er. Halbe Stunden lang kann er, den Blick nach dieser Richtung, an der Ferne stehen, und es wird ihm dabei nie die Zeit lang. Er hört eine Orgel, — bildet er sich manchmal ein. Der Wald summt leise von ihrem Gesang. „Hörst du es auch?“ fragt er eines Tages den Gefreiten Bader, einen kleinen Bauern aus dem Donauland, der da im Graben als Posten steht.

Nein, der Bauer hat nichts gehört. Aber die Kapelle hat auch er ins Herz geschlossen. Er meint, sie trägt einen Trost in sich. Er denkt sich aus, wie da drinnen eine Mutter Gottes von einem Altar herniederblickt, und wie es schön wäre, wenn man hin und wieder ein Wörtlein mit ihr reden könnte.

Der dritte ist der Fabian, ein Stubenmalers. Seine Sehnsucht ist bescheiden. Er hat nicht Weib, nicht Kind und auch sonst keine großen Wünsche. Er wäre schon zufrieden, wenn er wieder einmal sauber gemalte Wände zu sehen bekäme. Aber im Grunde stimmt er mit den beiden anderen gut zusammen.

Es ist an einem der letzten Märztag, schon mehr gegen Abend, als sie durch den Draht gehen. Karfreitag mühte

sein, wenn man heute daheim wäre. Vor einer Stunde ist ein starker Nebel eingekollt; der Kompanieführer möchte die Gelegenheit benützen, eine Zapatrouille ins Vorgebiet zu schicken, und die drei haben sich dafür gemeldet.

In sadlichem Nebel schreiten sie den Gang hernieder. Raum zwanzig Schritte können sie vor sich sehen. Aber sie fühlen sich plötzlich so frei, als wenn sie jetzt immerzu so fortmarschieren dürften. Als wenn es hinter ihnen keinen Graben mehr gäbe und vor ihnen keinen Feind. Sie spüren, daß sie auf junges, weiches Gras treten, und das tut ihnen wohl. Sie laufen durch gelbblühende Primelwiesen. Sie sind umspült vom weichen Schäum der Anemonen. Sie stehen auf einmal vor einer blauen Woge von lauter Wildvögeln und sind ganz betroffen.

Nun haben sie den Brunnen des Talgrund erreicht. Noch keine halbe Stunde sind sie unterwegs. Der Nebel steht nach der Uhr. Erst fünf, sie haben noch Zeit. Ein Stück laufen sie einen schmalen Bach entlang. Palmweiden und Butterblumen gibt es da, dann stehen sie vor der Kapelle.

Das Tor freilich ein wenig in den Angeln, aber es läßt sie ein. Der Bauer will die Hand in den Weibrunnen tauchen; aber der ist freilich verstopft. Und dann bemerkt er auch, daß das ewige Licht, vorn beim Altar, erloschen ist; er weiß, es kann nicht anders sein.

Der Stubenmalers steht fürs erste nichts als Blau und Gold. Die Kapelle lebt in diesen Farben. So still und verschollen lächelt das einen an. Der Stubenmalers kann sich schier nicht satt sehen. Er wundert sich, daß der Bader so gar keine Augen dafür hat. Aber er begreift es auch wieder. Dem Bader, weiß er, ist es die Hauptfrage, daß er wieder einmal auf einem Weissemel kniet. Er will ihn in seiner Andacht nicht stören.

Nach einer Weile spürt der Stubenmalers, wie ihn jemand am Rock zupft. Es ist der Wegl. Er zeigt mit dem Finger nach der Empore. Zinnspeisen blitzen da oben: eine Orgel, „Komm!“ sagt der Musiker leise. Und nun gehen sie. Der Musiker hat vielleicht vorher noch gar nicht gewußt, ob er auch wirklich spielen will. Es ist doch immerhin etwas schön, wo der Franzmann da oben in den Wäldern sitzt. Aber wie er dann die vielen Register vor sich sieht, da geht es eben nicht anders. „Geh, Fabian“, bittet er, „mach’ mir ein bißchen Wind!“

Und nun fängt er ganz leise an zu präparieren. Anfangs weiß er selbst nicht, wo es damit hinaus will. Ihm ist, wie wenn er in einem Nebel ginge. Er sucht in seinem Gedächtnis. Ein Choral muß es sein. Aber nun weiß er?

Da fällt ihm wieder ein, was heute für ein Tag ist. Und nun weiß er, welcher Choral es sein muß.

O Haupt voll Blut und Wunden,
Weil Schmerz und voller Schmerz!
O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkrone!...

Der Musiker hat nur einige ganz sanfte Register gezogen, und in einem unendlich weichen Tonstrom ergießt sich der Choral in das Schweigen der kleinen Kapelle. Es ist wie das Laufen des Sommerwindes im Hölzchenwald. Und doch ist es wieder ganz anders. Viel heiliger ist’s. Es ist, wie wenn die frähenenden Orgelschall aus unbekannten Weiten kämen und in unerfaßbare Fernen fortflühen würden. In ihnen schwingt eine Ewigkeit. Sie sagen von der Not und Angst des Menschenlebens. Sie sagen von der Schuld und dem Leid dieses Lebens. Sie sagen aber auch von der Erlösung durch das Opfer, und von dem Triumph der Liebe über den Tod.

Die drei Menschen, die sich hier im engen Gotteshaus zusammengefunden haben, vernehmen das alles und erschauern bis in die tiefste Seele. Der Choral macht alles zu nichts. Vor seiner Majestät vergehen die drei sich selber. Wo ist ihr kleines Menschen-ich geblieben? Der tiefe Ton des Chorals muß es mit fortgerissen haben. Sie können nur noch ein Wort denken. Jenes Wort, das ihr ganzes Volk umschließt. Sie wissen nicht mehr, daß sie es gewesen sind, die noch gestern fragen konnten: wozu das nun alles und für wen? Sie fühlen in dieser Stunde zum erstenmal, daß dieses harte, friedlose und schmerzvolle Leben da draußen in den Gräben einen Sinn hat. Einen göttlichen und ewigen Sinn. Sie glauben nun auch zu verstehen, warum all das Blut und warum die vielen, vielen Toten.

Die Choralstrophe ist verklungen. Troben in den Steinwüstungen hat sie sich verloren. Sie ist eingegangen aus der Zeit in die Ewigkeit. Wie alles, was einmal lebte und webte, zuletzt in die Ewigkeit eingeht.

In den drei grauen Männern schwingt sie noch eine Weile traumhaft fort: Trüben der Bauer kniet noch wie vorhin in seinem Bestuhl. Reglos wie ein Holzbild, die Hände hart ineinander geschlossen, so kniet er. Seine Wände hängen am gekreuzigten Heiland. „Weil es dein Wille ist!“ sagen ohne Ton seine Lippen.

Der Musiker sitzt still vor der Orgel. Der Kopf zurückgelehnt, die Augen zugeknippt, als ob er einem entsetzlichen Klang nachlauschte. „Weil die Liebe stärker ist als der Tod!“ Das geht als eine tröstliche Gewisheit durch seine Seele.

Gintan am Windhaag dem Stubenmalers läuft es auf einmal nah über die schalen, ausgebarnten Wangen. Er wundert sich ja, was das mit ihm ist. Im Grunde fühlt er wohl das gleiche wie die beiden anderen.

Dann knippt der Musiker die Orgel zu. Gedämpfte Schritte auf einer Holzstiege. Zum andern Mal ein rosiges Ansehen von einem Tor. Dann wird es drinnen in der Kapelle wieder still. Es war der letzte Choral, der in ihr gespielt wurde.

3. Beilage zu Nr. 67 der „Nachrichten für Stadt und Land“ vom Sonntag, dem 8. März 1936

Der deutschen Jugend zum Heldengedenktag 1936

Wie im Lenz die jungen Schoffen
Aus des Winters Modererde
Strafvoll, stark zum Lichte sprossen,
Da die Sonne wiederkehrte,
Also wachsen auf den Gräbern
Deutscher Helben junge Stämme,
Früh umweht von Morgenlüften,
Daß kein Nebel sie beklemme.

Doch nicht in dem Modergrunde,
Der die Gräber wuchernd deckte,
Wo die Schmach die Hand zum Bunde
Nach Genug und Gnuß hinstreckte,
Wo, den inneren Halt verlor, der
Unser Volk dem Fremdling frohnte,
Wo nur Rot aus Rot geboren,
Schande bei Verweilung wohnte, ...
Nicht aus dieser Modererde
Kann die Jugend Kräfte ziehen,
Daß sie neue Hoffnung wecke
Und der Sorgen Schwaden fliehen.

Tief! In Helbengräßertiefe
Ruh' sie ihre Wurzeln senken,
Als ob dort das Schicksal schliefte,
Daß sie künftig solle lenken.
Von den vielen, die gefallen,
Trank der Boden Blut in Strömen,
Daß aus ihrem Herzkloß allen
Neue, harte Kräfte kämen.

Deutschlands Jugend ist ein Garten,
Der von Helbenblut gedüngt,
Zich nach einem eisig-harten
Wintertag zur Blüte ringt.
Einem klugen Gärtner gleichend,
Jugend, dich der Führer hegt,
Daß du, froh zum Lichte steigend,
Wachsen kannst, von ihm gepflegt.

Solch ein Garten dem Gedächtnis
Der Gefall'nen ist geweiht.
Trage, Jugend, das Vermächtnis
Noch bis in die fernste Zeit!

Trossel.

Aus Stadt und Land

Oldenburg, 8. März 1936

Heldengedenktag

Die für das Vaterland starben,
ehren wir am besten,
wenn wir für das Vaterland leben.
Peter Rossges.

Auf Frankreichs blutdurchtränkten, granatenzerwühlten
Feldern ragen Wälder von schlichten Kreuzen. In Rußlands
weiten Steppen und eisigen Einöden ruhen deutsche Kämp-
fer. Des Meeres Wasser wogen über stummen Helben. Und
süßliche Sonne glüht über deutschen Gräbern.

Im deutschen Lande ragen Mahnmale aus Eisen und
Stein. Allerorten lebt der Tote Totenruh. Und in den
Ferien der deutschen Menschen sind Denkmale aufgerichtet,
daß all der Toten Heldentum nicht verwehe in der Hast des
Alltags.

Al die vielen, die ihr Höchstes und Letztes, die ihr Alles
hingaben für ihr Volk und ihre Nation, sie sind Saat aus
der Hand des Ewigen. Daß sie dem dunklen Schoß der
Gräber entkeime, ist Verpflichtung für uns alle, die wir das
Leben haben durch ihren Tod. Tränen sind kein Dank. Taten
nur vermögen es zu schaffen, daß ihrer Liebe Streben Ziel
und Vollendung findet.

Uns're Toten sind das Pfand,
Daß dereinst im deutschen Land
Neu ein Frühling grüne.

Heinrich Knader. -mp-

Reichsarbeitsführer Hietl in Oldenburg

Im Februar vorigen Jahres weilte der Reichsarbeits-
führer Hietl im Gebiet des Arbeitsganges XIX — Nieder-
sachsen-West —, um die vom Arbeitsgau XIX getroffenen
vorbereitenden Maßnahmen zum Großeinsatz des Arbeits-
dienstes im Emsland zu besichtigen.

Am Montag, 14.45 Uhr, trifft der Reichsarbeitsführer

In der Hingabe des eignen Lebens für die Exzellenz der Gemeinschaft liegt die Ordnung allen Opferflans

Adolf Hitler

Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und
sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken.
Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne
Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wankend und nicht
weichend, ein Mahnmal der Unkervlichkeit. Solange aber Deutsche
leben, werden sie bedenken, daß dies eine Ehre ihres Volkes waren!

Adolf Hitler

Ein Held lehrt heim



Kameraden im Kampf... Kameraden in Not,
Kameraden verbunden bis in den Tod,
Wir bringen den Helben aus Niemandes Land,
Run senkt die Fahne und hebt die Hand...

Die Gloden mahnen zum Trommelschlag,
Heut' ist der Deutschen heiligster Tag.
Da schimmert's im Auge des Frühlings hell,
Denn die Helben erwachen zum ewigen Appell.
Hein Willem Claus.

wiederrum in Oldenburg ein. Er wird das Gangebiet be-
reisen und dabei die Fortschritte der Arbeiten im Emsland,
wo inzwischen 25 Abteilungen eingesetzt wurden, in Augen-
schein nehmen.

Am Mittwochabend findet in Lingen aus Anlaß der
Anwesenheit des Reichsarbeitsführers großer Zapfenstreich
statt.

Oldenburger Landestheater

Theaterkanzlei:

Heute nachmittag:

„Der Verrat von Kovara“

Heute abend:

„Siegfried“

Montag:

„Tafelberg“

„De swarte Haan“

Dienstag:

„Siegfried“

Mittwoch:

„Der Störenfried“

Donnerstag:

„Der Störenfried“

Freitag:

„Der Störenfried“

Sonnabend:

„Der Störenfried“

„Tafelberg“

„De swarte Haan“

Sonntagabend:

„Der Störenfried“

NS-Kulturgemeinde:

Morgen:

Für die zweite Mittwoch-Gruppe

Lehrt Gelegenheit zum Abholen der Karten für

„Der Störenfried“

Die vierte Mittwoch-Gruppe erhält am 25. März

„Der Störenfried“

Niederdeutsche Bühne

Montag:

„Tafelberg“

von Dr. Herbert Dellmer

Biel den olen Grootnechtshof mit Vernunft nich bi-
tosamen weer, dorum is 'n lüttje Buurdeern em mit
Vernunft to Vief gaan un heit sid ne ole Ewien-
geschichte utdacht. — Kinner, Kinner, wenn de Lü
dat hört! De hört ja gar nich wedder up to lachen!

„De swarte Haan“

von Dr. Herbert Dellmer



Se freet mit Hußmanns ehr Hanne! — Wat? Huß-
manns? De Spikboof, de us de Wäsch van de Vien
flaßen heit? De us de Walnät unner den Tum weg-
haalt? De us Dag for Dag den verfluchten swarten
Haan raderich, dat de us tweilheit, wat wi juft graaft
un harft hebbt; de use Höhner jummers dat beste Foder
ut den Snabel ritt? Dat deit use Jung us an??
Schull mi jo nich wunnern, wenn de verfluchte swarte
Haan nich all wedder — Moder, wat heff id seggt!
Kief her! — Jawoll, dat is he. Un wat he fluten deit!
Nu kief mal bloß, wat de verfluchte Satan fluten deit —
un use Höhner jagt he of noch weg. O, du verdrehte
Sagebut! Nu kief bloß den frechen Hund, nu kummt he
of noch ganz dicht unnerst Finster. Wenn id bloß 'n
Sten hatt! (He ward ganz freibelig. He hört den
Höfchen hoch — He lutt; buten schreit 'n Haan,
denn is 't up 'n mal still...)

NS-Kulturgemeinde

Die NS-Kulturgemeinde hat ihr Arbeitsgebiet insofern er-
weitert, als sie ein Amt für das Kunsthandwerk
geschaffen hat, mit dessen Leitung der Kaufmann H. W. R. a. g.

Zur Konfirmationsfeier

und anderen Familienfesten erhalten Sie zur Ergänzung Ihrer Wohnungseinrichtung
passende Möbel, wie Tische, Stühle, Garderoben, Polstermöbel usw. preiswert im

Möbelhaus Zetzmann

Achternstraße — Ecke Baumgartenstraße



Umfassende Neuarbeiten in der Barel'schen Kirche bevorstehend. Der Barel'sche Kirchenrat hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, umfangreiche Neuarbeiten in der Barel'schen Kirche ausführen zu lassen. Vor allen Dingen ist vorgesehen, die schon lange unzulängliche Beheizung durch eiserne Öfen, durch eine neue Zentral-Heizungsanlage zu ersetzen, was gewiß sehr wichtig und dringend notwendig ist. Ferner soll neues Schieferdach eingebaut werden, und ebenso ein neuer Fußboden entstehen. Daß die Kirche bei dieser Gelegenheit auch einen neuen Innenanstrich erhält, kann die allgemeine Freude über die anerkennungsbedürftigen Instandsetzungs- und Neuarbeiten nur noch erhöhen. Aber auch das Sandwerk wird die Maßnahmen des Kirchenrats bedauern, unzufrieden doch die Neuarbeiten einen Restanbau von ca. 20.000 RM., die bereits einstimmig genehmigt sind. Der Kirchenrat bewilligt weiter 500 RM. für unvorhergesehene Konsumausgaben.

Borgheide.

Frau Witwe Doris Zimmermann 92 Jahre alt, 92 Jahre alt und noch immer erfreulich tüchtig und reg, auf dieses gealterte Alter, das die Zufahrt nicht hegen konnte, fand Frau Doris Zimmermann im Morgengrauen zu früh, die am 9. März 92 Jahre ihres Lebens zurückließ. Sie ist die Witwe des in weitesten Kreisen bekanntgewordenen Landwirts Dr. G. Zimmermann-Borgheide, der in der Nähe des Mühlenteichs, im Hofort Seeborn, eine bedeutende Landwirtschaft und Hofstelle, die sich bereits durch mehrere Generationen weiter vererbte, und die selbst, auch in seinen Kreisen noch bekannt, eine beachtenswerte Viehhaltung betrieb, angeheiratet war. Jahrzehnte überlebte die alte Dame ihren treuen Lebenskameraden, und auch ihr Sohn, der nach dem Tode des Vaters die Landwirtschaft übernahm, der später bekannte Geschäftsführer der Landwirtschaftlichen Versorgungsgesellschaft Borgheide, Gerhard Zimmermann-Borgheide, ging vor einigen Jahren seiner Mutter in die Grube. Wie aus dem Briefe des Schriftstellers die Hochachtung hervor überwand, so half doch immer wieder die unermüdbare Tätigkeit über schwere Stunden hinweg.

Sande.

Erkennung von Landarbeiter-Veteranen. Die Kreisbauernschaft Friesland erbat die mehr als 10 Jahre in einem landwirtschaftlichen Betriebe tätig gewesenem Gefolgsgesamtsmitglied durch eine Feierstunde im Weiskirchen Gasthaus in Sande, wozu aus der ganzen Kreisbauernschaft Friesland viele Landarbeiter-Veteranen und Betriebsführer erschienen waren. Die Landesbauernschaft Oldenburg war durch Hauptabteilungsleiter 1 Abel und Landesgefolgschaftswart Thommen vertreten, und von der Kreisleitung der FZDAB war u. a. Kreisleiter 1 H. G. Barel, erschienen, Kreisbauernführer 1. Lohm-Purkhardt, und Landesbauernabteilungsleiter 1. Abel, haben in kurzen Ansprachen die Bedeutung dieses Ehrentages für Betriebsführer und Gefolgsgesamtsmitglieder hervor. Den einzelnen Gefolgsgesamtsmitgliedern wurden dann Ehrenurkunden für langjährige treue Dienste überreicht. Mehrere Volksgenossen befanden sich darunter, die 40 und mehr Jahre in ein und demselben Betriebe gearbeitet haben. Landarbeiter G. S. Angen aus Herten war sogar 64 Jahre im selben Betrieb tätig. Bei dem folgenden gemeinsamen Beisammensein, wofür von den Betriebsführern Kaffee und Kuchen, freibleibend, bereitgestellt worden war, hielten Kreisleiter 1 H. G. Barel, Landesgefolgschaftswart Thommen, Bauer Bruns und andere kurze Ansprachen.

Wibbeshausen.

Es wird durch den Verlauf von Erbsenluppe für das WSW. Am Sonntag ist wieder Eintopf. Der hiesige WSW-Sturm will hierfür in einer besonders wirkungsvollen Weise sammeln, und zwar wird vom WSW-Sturm 11/91 ein schmuckvolles Mittagsessen in Form einer Erbsenluppe hergestellt, wie sie die WSW-Kameraden bei Tagesabende beigestellt. Eine unvermeidliche Frage bei der Bevölkerung hat bereits ergeben, daß über 700 Stimmkarten abgegeben worden sind. Die Erbsenluppe wird zu 50 Pf. je Liter abgegeben, und zwar für eine gemeinsame Tafel im Parteilokal von Heinz. Rordmann, außerdem führt die Feststunde an verschiedenen Plätzen der Stadt auf, wo das WSW Essen an jene Volksgenossen abgegeben wird, die zu Hause essen wollen. Die Zeiten sind: 11.45 Uhr Baradenplatz, 12 Uhr Weiskirchen bei Goltzow, 12.15 Uhr auf dem Marktplatz und 12.30 Uhr bei der Bürgerkassette.

Verstirbt — In der Kunde erkrankt? Der geistliche Bericht über den Tod eines jungen Mädchens ist darin zu ergänzen, daß sich der Unglücksfall ebenfalls in Colnrade ereignet hat. Wegen eines Kindes ist dem Mädchen ein Vorwurf gemacht worden, den das Mädchen so zu verstehen nahm, daß es an demselben Tag in der Kunde verstarb. Am 1. März der Kunde wurden die Leiche und die Leiche wie auch andere Leichen in der Kunde gefunden, während die Leiche bisher noch nicht geborgen werden konnte, obgleich die freiwillige Feuerwehr Colnrade während des ganzen Tages nach der Leiche suchte. Infolge des Hochwassers der Kunde bei Colnrade mußten die Bemühungen ergebnislos abgebrochen werden.

Gloppenburg.

Im Museumsdorf wurde auch den Winter über, wenn auch nicht mit Hochdruck, so doch ohne Unterbrechung gearbeitet. So wurde der „Quatmannshof“ von außen vollständig fertiggestellt, erhielt Fenster und Türen und geht nun am Innern zu. Besonders seiner Vollendung entgegen. Außerdem wurden drei weitere Gebäude: die Wallburg, das Bachhaus und die Bleichhütte, die bereits vor längerer Zeit ins Museumsdorf gelangten, neu verputzt und werden jetzt des Winteraufbaues. Mit Wintereröffnung des Bachhauses, das aus Nordosten kommt und im Bereich des Bauernhauses wohl das älteste Gebäude — 1614! — des Mühlenteichs darstellt, wurde bereits begonnen. Der Wiederaufbau der aus Ostseite kommenden Bleichhütte wird sich schnell bewerkstelligen lassen. Mehr Arbeit wird die Burg Arnschloß verurteilen, die ein hartes Fundament erfordert. Doch auch diese Arbeit soll sofort in Angriff genommen werden. So werden im Laufe des Jahres ins Museumsdorf zu den bereits errichteten Gebäuden drei weitere treten, insgesamt also binnen kurzem sechs Gebäude wieder erstellt sein, wiewohl aber auch noch einige mehr. Zur Zeit wird auch an der Zeebe, die das Museumsdorfsgelände an der Nord- und Westseite begrenzt, gearbeitet, der ganze Lauf, insbesondere die Insel, auf der der Speicher steht, instandgesetzt.

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Zum Gedenktage 1936

Rings liegen ihre Gräber um das Sand, das sie geschützt haben. Aber ihre Heimat ist unter uns. Wir sind ihre Väter und Mütter, ihre Söhne und Brüder. Wir sind ihre Frauen und Schwägerinnen. Und wir wohnen in den Häusern, in denen sie umgegangen sind, als sie noch bei uns weilten. Sind sie nun nicht mehr da? Sind sie von uns geschieden, getrennt, durch den tiefen und breiten Strom der Jahre?

Wären ihre Gräber draußen oder drinnen liegen, wir spüren doch, wie sie zwischen uns schreiten. Wir haben Augen, ihre Gestalt zu sehen, Ohren, ihre Worte zu vernahmen, und Hände, damit die ihren zu greifen. Immer werden wir ihre Hände halten, nicht zum Trost für ihr frühes Ende. Denn sie bedürfen des Trostes nicht. Wir werden ihnen unseren Eid in ihre Hände ablegen: den Eid, daß sie nie vergessen werden sollen. Sie wandern auf unseren Straßen und stehen an unseren Tischen. Sie vernahmen unsere Worte, die von ihrem Heldentum sprechen. Und — sie glauben uns.

Manches Jahr ging dahin, in dem der Zweifel aus ihren Grabstätten hochsprang. Da war eine Mauer zwischen ihnen und denen gewachsen, die ihre Heimat vergaßen. Da hatten sich Fremde ihrer Häuser bemächtigt, die sie ihren Kindern hinterlassen hatten, und schalteten darin nach böser Willkür. Und aus den Gräbern riefen sie ihr Wort an, die streckten sie ihre Hände nach denen, die ihre Kameraden vor dem Feind gewesen waren. Ihnen hatten sie doch ihr Erbe anvertraut. Die Kameraden vergaßen sie nicht. Nur — lang warte es, bis die Fremdlinge aus ihren Häusern gestochen wurden, bis die Mauer umgerissen war.

Da kamen sie wieder aus ihren Gräbern hervor, schritten zurück in die Heimat, die ihnen wieder Hausrecht gab. Sie wurden wieder lebendig unter denen, die nun die Heimat schützten, wie sie einst selbst getan hatten. Sie wurden wieder zum Leben erweckt durch den Glauben, in dem sie gefallen waren. Hatten einst Zweifel und Verrat ihre Gräber überbaut, nun klang wieder Kameradenwort dar-



Dem Gedächtnis der gefallenen Söhne unseres deutschen Volkes
Das hohe Kreuz vom Heldenfriedhof in Rüstingen

über hin und heller Chor kommender Geschlechter. Sie hatten erwartet, daß man sie rufe, daß man sie beruhe. Und als die Stimme des Volkes sie aufrief, da traten sie heran, sein guter Geist, Mahnung und Vorbild.

Sie sind nicht in ihren Gräbern geblieben, unsere Kameraden. Sie sind unter uns und hören unsere Lieder, hören das Lied vom guten Kameraden, hören die gewaltige Stimme des erwachten Volkes:

„Einen bessern findst du nit!“

Stilles Heldentum

Ein altes Mütterchen sitzt sinnend am Fenster. Auf das schmerzhafte Haar über der forgeburchten Stirn fällt ein Sonnenstrahl. In den Augen der alten Frau ist ein Leuchten, und ein Lächeln verflärt ihre Züge. Ihre Gedanken gehen weit zurück in die goldene Jugendzeit und in die glücklichen Jahre ihrer jungen Ehe. Lang, lang ist's her! Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit das Schicksal mit grausamer Hand den treuergebenden Gatten von ihrer Seite riß und sie allein mit vier kleinen Kindern zurückließ. Die Kinder waren ihr heiligste Vermächtnis, ihr ganzes Glück, aber auch ihre größte Sorge. Unermüdet, bis in die Nacht hinein arbeitete die tapfere Frau, den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder zu erwerben. Doch kein Wort der Klage kam über ihre Lippen. Dankbar war sie ihrem Schöpfer, der ihr die Kraft zu regem Schaffen gab. Die Kinder wuchsen heran und wurden tüchtige Menschen, sie wurden ihr auch im Alter Trost und Stütze sein. — Doch es kam anders. Der Krieg brach aus, ihre Söhne zogen ins Feld. Wochen und Monate vergingen unter Bangen und Hoffen. Dann kam die erschütternde Kunde, daß ihr Ältester bei Tanagerat den Seemannsstoß gefunden habe. Wenige Wochen später geriet der jüngste Sohn in russische Gefangenschaft, aus der er nie wiederkehrte. Beide starben den Heldenbrot fürs Vaterland! Der Gedanke erfüllte die trauernde Mutter mit Stolz. Die manche Mutter hatte schon alles hergeben müssen! Doch dann kam der schmerzvolle Friede! Umsonst gestorben! Dieses Wort lastete dumpf und schwer auf ihrer Seele! Der zweite Sohn kehrte aus dem Felde zurück, aber mit zerbrochener Seele, wundenbrandt über die Schmach und das Schicksal seines armen Vaterlandes, das nun geschnitten am Boden lag.

Mit stummer Teilnahmelosigkeit sah die Mutter die Geschehnisse der nächsten Jahre an sich vorüberziehen. Drang auch zuweilen ein kleiner Sonnenstrahl in ihr Dasein, wie bald zogen schon wieder dunkle Wolken auf. Eines Tages wurde die schwer geprüfte Frau an das Krankenbett ihrer Tochter gerufen, die schon einem jungen Erdenbürger, ihrem vierten Kinde, das Leben geschenkt hatte. Eine qualvoll

durchwachte Nacht verging, und als der erste Sonnenstrahl ins Zimmer schien, dachte die junge Mutter ihr Leben aus. — Bervweifelt rang die alte Frau ihre Hände, soll ihr nichts mehr erspart bleiben!

Langsam lichtete sich im deutschen Vaterland der Schicksalshimmel, eine neue Zeit brach an. Die alte Frau horchte auf. Von ihrem Sohn hörte sie begeisterte Berichte von der großen Bewegung, die für Deutschlands Ehre und Freiheit kämpfte. Ein leises Hoffen erfüllte ihre Seele. Sollten doch nicht alle Opfer vergeblich gewesen sein? Sollte sich Deutschland doch noch wieder den Platz an der Sonne erringen, der ihm zukommt? Und ihr Sohn darf Mitkämpfer sein für diese heilige Sache? Nun gewinnt auch das Leben für sie wieder an Wert: diesen Sieg des Glaubens noch miterleben zu dürfen, das ist ihr größter Wunsch! — Doch aus dieser Kampfzeit fordert keine Opfer. Hart und grauam ist es das Schicksal's Wille! Das mußte auch die alte Mutter erfahren; sie mußte ihr Leibes hergeben. Ihr Sohn, der vier Jahre im Felde war, der an den schwersten Schlachten des Weltkrieges teilgenommen hatte und wie durch ein Wunder allen Gefahren entronnen war, er mußte jetzt durch lange Wunden sein Leben lassen! — Aber Deutschland wird frei!

Die alte Frau schreut aus ihrem Sinnen auf. Wacht tritt erlingen, und mit einem Kampflust auf den Lippen zieht Deutschlands Jugend durch die Straße. In den Reihen der jungen Kämpfer erblickt die alte Frau ihre Entlassenen, die strahlenden Augen zum Fenster blicken. Glückliches Deutschland!

Männer, die ihr Herzblut gaben für das Vaterlands Ehr, Frauen, die gelitten haben, Opfer brachten, groß und schwer, in ihr Heldentum verjerten. Wollen wir uns allezeit, ihrer Taten stets gedenken. Solter Stolz und Dankbarkeit!

Anna Fischel.

Verkauf von Baugeräten

Wegen Geschäftsaufstellung auf meinem Lagerplatz am Stau:
Dampfwinde, Diaphragmumpumpen, Kreiselpumpen, Ventilatorapparate, Sandpumpen, Schwenkfräsen, Schiebarten, Ketten, kleine Sandwerkzeuge für Maurer und Zimmerer, Dachziegel, Kalksteine, Tonrohren usw.
Verkauf ab Mittwoch, 11. März d. J.
H. Georg Künneemann / Telefon 3370

Einfamilienhaus an der Wardenburgstraße

(halbes Doppelhaus) zu verkaufen. Gemeinnützige Siedlungsgesellschaft Oldenburg, Moltkestr. 23, Tel. 3858

Kleine Anzeigen

Empf. Weihen Wiesensammer 1. Deden, Bürgerstraße, Schulstr. 25.

Zu verk. gute Begehühner

Einzelne, Ausläufer Weg 7. Junges Schaf, bald lammen, zu verkaufen. Joh. zur Mühlen, Weiskirchen 2.

Klosett-Anlagen/Gut Hundsmüllern

solche sämtliche sanitären Einrichtungen liefert
Alfred Gulling
Klempnermeister, Wälderstr. 34, Verdenstraße 22.

Werben heißt Leben

Nichtwerben ist Stillstand. Ja, oft Rückschritt. Wer leben will, muß werben. Ständig werben. Wer ständig wirbt, wird die hohe Werbekraft der Anzeige in den Nach richten für Stadt und Land zu schätzen wissen

Hirologie und Phrenologie

Anerkennung Auktions in allen Lebenslagen, Beruf, Liebe, Ehe
W. Müller, Kaiserstraße 12, im Hause Wille.

Zu verk. mod. gut erb. braunes Kammerst. Zu verk. preiswert an
Erich Janowski, Diebstahlweg 36a.

Gehr gut erhaltenes Sofa

zu verk. Alexanderstraße 50 oben.
Zu verk. mod. Ad. Wagen zu verk. Epitapher, v. Rodde-Straße 32.

Am Sonnabend, d. 14. März, Aufführung der Komödie

„De Etappenhas“

Anschließend Großer Ball

Am Sonntag, d. 15. März, Aufführung der Komödie

„Die Etappenhas“

Anschließend Großer Ball

Am Montag, d. 16. März, Aufführung der Komödie

„Die Etappenhas“

Anschließend Großer Ball

Am Dienstag, d. 17. März, Aufführung der Komödie

„Die Etappenhas“

Anschließend Großer Ball

Am Mittwoch, d. 18. März, Aufführung der Komödie

„Die Etappenhas“

Anschließend Großer Ball

Am Donnerstag, d. 19. März, Aufführung der Komödie

„Die Etappenhas“

Kriegerkameradschaft Radolf
Antreten zur Verlobung mit
verlobt. Kamerad. J. Schöder,
Radolf 3, Aufwiese, am
Sonntag, den 11. März 36, nach
2 1/2 Uhr, beim Bierbause. Im
hiesigen Bierbause wird ein
Gedächtnis gegeben.

Der Kameradschaftsführer.

Fall neues Grammophon

und Platte mit Schallplatte zu
verkaufen. Adenborn 14 unten.

Teilhaber

Teilhaber gesucht

Altes Tortenwerk mit gutem
Rundenfels. Sucht nach
Verkaufung Teilhaber
mit 10-15.000 RM.

Angebote unter 2 5319 durch
Häutners Annoncen-Expediten,
Oldenburg, im Dandelhof.

Aus der Oldenburger Heimat

4. Beilage der „Nachrichten für Stadt und Land“ zu Nummer 67 vom Sonntag, dem 8. März 1936

Persönlichkeiten aus Oldenburgs Vergangenheit

Theodor von Kobbe und Adolf Stahr

Theodor von Kobbe 1798 bis 1840

Mit dem Heimatliede „Heil dir, o Oldenburg“ hat sich Theodor von Kobbe ein bleibendes Gedenden im Oldenburger Lande gesichert. Aber diese Dichtung ist es nicht allein, weshalb er einer ausführlichen Betrachtung würdig ist; es ist vielmehr sein Wirken und Schaffen im literarisch-geistigen Leben Oldenburgs, das Theodor von Kobbe in den Jahren 1820 bis 1845 ausschlaggebend beeinflusste.

Er war Niederfächse von Geburt. Am 8. Juni 1798 wurde er in Glückstadt als Sohn des Landvogts der Insel Föhr geboren. Herbst 1814 besuchte er das Johanneum zu Hamburg und studierte danach in Heidelberg die Rechte.



THEODOR VON KOBBE.

Theodor von Kobbe war besonders in gesellschaftlicher Hinsicht begabt. So spielte er bald in den studentischen Kreisen eine führende Rolle. Beim Allgemeinen deutschen Burschenschaft in Jena im Jahre 1818 vertrat er die Heidelberger Studenten. Er gründete eine humoristische Burschenverbindung, „Cerevisia“, die er mehrere Jahre leitete. Scherz und Spott bildeten hier die Hauptsache. Auf Heidelberg folgte Kiel, wo er seine Staatsprüfung machte. Am 6. September 1820 trat von Kobbe in den Dienst des Herzogs als Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg und wurde Landgerichtsassessor am Oldenburger Landgericht. Er wohnte in der Ziegelhofstraße 3. Heute steht dort das Haus von Vätermeister Koop, von Kobbe war gesunden und nicht sehr stark. So wurde er von den Oldenburgern mit wenig Hoffnung empfangen. Aber jetzt wollte er es gerade beweisen, daß er doch nicht zu den Schwächlingen gehörte. Er pflegte sich gut und wurde so aus einem anfangs bogenen Menschen ein ziemlich wohlbeleibter Mitbürger. Er fühlte sich bald ganz als Oldenburger. Als hervorragender Gesellschaftler, mit Humor und Witz begabt, suchte er das profane Leben in Oldenburg entprechend zu beeinflussen. Mit mehreren gleichgesinnten Freunden, z. B. Buchhändler Berndt, Professor A. Stahr, Herbert König, Schauspielregisseur Gerber, Kaufmann Mengerken, Musikdirektor Köster, Stadtmeister Kumpf, Tabakfabrikant Schrimper gründete er ähnlich wie in Heidelberg die „Cerevisia“, in Oldenburg die Aneignungsgesellschaft „Das Schwarzwasser“. Man traf sich jeden Sonnabend im „Römischen Kaiser“, im Hause der heutigen Markthalle. Das Wahrzeichen der Gesellschaft war ein farblos eingerahmtes, verkleinertes Bild, das einen schwarzen Auge darstellte. Zum Umrund benutzte man einen Kreislapp, in dem dieses Zeichen eingeschrieben war. Von Kobbe dichtete besondere Anekdote dieser Gesellschaft. Seine wissenschaftliche Lage war immer sehr bedrängt. Auch seine literarischen Arbeiten brachten ihm, wie man zu lesen pflegt, nie auf einen grünen Zweig. Dazu glaubte er als Unverheirateter besonders für seine unglücklichen Nachkommen sorgen zu müssen. So trat er ein für die Heimatlosen, für Mühseligkeitsvereine, für die Zuchtvereine, für Aufhebung der Spielhöfen und ähnliche Vereine. Er gründete einen Verein „Zur Verbesserung unterlassener Strafgefangener“. All diese Einrichtungen unterstützte von Kobbe auch mit Geld, so daß er selbst fast mittellos wurde.

Im Jahre 1838 gab er im Verlag der Schulzeisen Hofbuchhandlung die „Humoristischen Blätter“ heraus, in deren No. 37 vom 12. September 1844 das Oldenburgische Volkslied, „Heil dir, o Oldenburg“ erschien. Das Lied wurde zuerst als Einzelblatt verkauft, dessen Ertrag zum Besten der Armen angelegt wurde. Bekanntlich lag die Melodie bereits vor. Darum nennt von Kobbe sein Lied einen Versuch, den Tönen der unvergesslichen Unterhaltungsblätter Worte unterzulegen. Auch der Musikdirektor Stahr war jedoch an der Singweise nicht unbeteiligt. Diese „Humoristischen Blätter“ waren ein geistreiches Unterhaltungsblatt jener Jahre, das fortlaufend verschiedlich jeden Donnerstag erschien. Außerdem schrieb von Kobbe in den Jahren 1830 bis 1831 verschiedene Werke, die aber nicht so bekannt wurden: Die Schweden im Kloster zu Utersee, ein Roman, „Humoristische Bilder und Erzählungen“, Novellen und Die Welter-Kampfer. Die „Humoristischen Blätter“ blieben aber sein Hauptwerk. Im Jahre 1841 sog Theodor von Kobbe sich eine schwere Brustkrankheit zu. Am 22. Februar 1845 starb der Dichter im 47. Lebensjahre, auf der Höhe seines Lebens. Adolf Stahr, einer seiner nächsten

Freunde, widmet ihm in den eigenen „Humoristischen Blättern“ vom 27. Februar einen ehrenden Nachruf unter dem Titel „Ein Grabstein“. Den übrigen Inhalt hatte der todfrante Dichter selbst noch einige Stunden vor seinem Ende geordnet. „Wir werden seine weiteren Scherze, seines Witzes mildes Weiterleuchten, seinen feinen Humor nicht mehr vernehmen, seine teilnehmende Seele wird in unsere Wunden nicht mehr den Balsam der Liebe tropfen, sein schönes Auge nicht mehr unsere Freude widerstrahlen“, so Adolf Stahr in jener Ausgabe der „Humoristischen Blätter“. Noch im gleichen Jahre 1845 verfasste derselbe Kritiker eine Erinnerungsschrift Theodor von Kobbe, ein Denkstein. Auf dem Gertruden-Friedhof, unweit vom Mausoleum, haben die Freunde ihren Theodor von Kobbe feierlich beigesetzt. Sie setzten ihm auch das Grabmal mit dem Spruch, den der Dichter selbst am 1. September 1840 beim Tode seines Freundes Zimmermann an Adolf Stahr schrieb:

„Wieviel Ursache hat man, einander lieb zu haben, so lange es noch tagt.“

*

Adolf Stahr 1805—1876

Eng befreundet mit Theodor von Kobbe war dieser einige Jahre ältere Konrektor und spätere Professor am Oldenburger Gymnasium, Adolf Stahr. Er wurde am 22. Oktober 1805 in Wollmow bei Prenzlau in der Uckermark als Sohn eines Predigers geboren. In Halle studierte er alte Sprachen und kam als 31-jähriger nach Oldenburg. Er fühlte sich anfangs in seinem Beruf und in der neuen Umgebung nicht wohl. Aber er fand bald Gleichgesinnte, mit denen er am 21. Oktober 1839 den Literarisch-geistigen Verein gründete. Die hohen geistigen Fähigkeiten ließen Adolf Stahr neben seinem Beruf noch manche schriftstellerische Leistungen vollenden. Er verfasste Bücher über Wert (1840), „Zur Charakteristik Zimmermanns“ 1842, „Goethes Jphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt“ nach einer Handschrift der Oldenburgischen Bibliothek. An verschiedenen Oldenburger Zeitschriften arbeitete er mit, so auch an den „Humoristischen Blättern“ von Kobbe. Dem literarisch-geistigen Kreise vom „Schwarzwasser“ gehörte Adolf Stahr ebenfalls an. Auch dieser hochgebildete und geistvolle Schriftsteller hatte keine feste Gesundheit. Neben einer Halskrankheit machte sich eine gewisse Nervenschwäche bemerkbar. Mitten in seinem schriftstellerischen Schaffen trat er im Jahre 1845 eine Reise nach Italien an, um dort Heilung zu finden. Aber davon konnte keine Rede sein. In Italien lernte er seine spätere zweite Frau kennen, Fanny Waldb. Nach ihrer Schilderung hatte Stahr eine fränkische Gesichtsfarbe mit einem Ausdruck von Schwermut. Das Profil war ebel, die



Adolf Stahr, Konrektor am Oldenburger Gymnasium.

Form des schmalen Kopfes, das Oval des von einem weichen Vollbart umschlossenen Gesichtes waren sehr fein, die dunklen Augen belebt und ausdrucksvoll, und die von dunklen schlichtigen Haaren eingerahmte Stirn hatte etwas so Geistreiches, daß man augenblicklich fühlte, dieses sei kein Alltagsmensch.

Adolf Stahr ist heute noch bekannt als geistreicher Theaterkritiker. Diese Theaterberichte, die in verschiedenen Zeitungen erschienen, ließ er zusammen drucken in der „Oldenburgischen Theaterchau“ von 1845, 2 Bände, erschienen in der Schulzeisen Hofbuchhandlung. Unter dem Haupttitel „Kleine Zeitschrift zur Kritik der Literatur und Kunst“ haben sie nicht nur für Oldenburg Gültigkeit, sondern



für Deutschland überhaupt. Stahr trat für das neue Drama ein, für das wahrhaft historische Drama. Ohne auf Zustimmung oder Abneigung zu achten, gab er seine Berichte. Doch war er sachlicher Velehrung nicht unzugänglich. So lag es z. B. bei seiner Kritik über den „Prinzen von Homburg“, den er sehr abfällig beurteilt hatte. Der Oberst Mölle trat jedoch nachdrücklich für Kleist und sein Werk ein und lobt es als ein echt nationales Drama. Stahr ließ sich überzeugen und jene Kritik nicht in seine Theaterchau aufnehmen. Was sein, daß Adolf Stahr zu sehr vom Standpunkt des klassischen Altertums an die Werke herangab. Seine Ausführungen über die Bedeutung des Theaters überhaupt, über die Notwendigkeit eines Dramaturgen, über die Bedeutung des Prologs können noch heute als zeitgemäße Anregungen dienen.

Die Familienverhältnisse Adolf Stahrs waren keine glücklichen. Er ließ sich von seiner ersten Frau scheiden und heiratete im Jahre 1856 Fanny Waldb. Im Jahre 1852 war er von seiner Behörde pensioniert worden. Er zog nach Berlin. Zahlreich sind auch jetzt noch seine schriftstellerischen Arbeiten, Romane und Werke über Kunst und Geschichte, die zum Teil noch in Oldenburg entstanden. Adolf Stahr starb am 3. Oktober 1876 als 71-jähriger in Wiesbaden, wo er auch begraben ist. Sein Name wird besonders durch seine hervorragende Tätigkeit in der Theaterkritik in Oldenburg unvergessen bleiben.

Entdeckerfreuden unserer Zeit

Hausmarken — Siegel — Familienwappen

Von Georg von Lindern, Delmenhorst

Jeder Name ist adlig, wenn er von seinem jeweiligen Träger adlig gehalten wird.
Gottfried Keller.



Wappen von Lindern seit 1562

Wer sich einmal mit Familienforschungen befaßt hat, — und das sind ja durch die geistlichen Maßnahmen des Dritten Reiches heute recht viele geworden —, der kennt die herrlichen Entdeckerfreuden, die solches Suchen und Finden einbringen können. Unter den Finden aber sind Hausmarken, Siegel und Familienwappen immer mit die beglückendsten Ergebnisse.

Hausmarken sind alte, rundenähnliche Besitzzeichen in der Form von einfachen, geometrischen Figuren aus Strichen und Kreuzen, die sich leicht in Gerätschaften, Hausbänken, Kirchenscheiben usw. einschneiden ließen. Noch heute finden wir in Nordwestdeutschland solche Zeichen, die früher, als die meisten Leute weder lesen noch schreiben konnten, oft die Namensunterstützung des jeweiligen Besitzers waren. Die Kinder, die diesem Hause entstammten und sich an anderer Stelle anbauen, fügten der Hausmarke des elterlichen Hauses meistens einen

durchschneidenden Strich hinzu. Damit hatten sie dann ihr eigenes Zeichen, bekundeten aber zugleich noch das Verwandtschaftsverhältnis.

Siegel spielten im Mittelalter eine weit größere Rolle als unsere heutigen Besitzzeichen und Gummistempel. Sie galten mehr als eine bloße Unterschrift und wurden daher meistens statt der Unterschrift selbst oder zur Verstärkung des geschriebenen Namenszuges verwandt. Anfangs war das Siegeln nur bei den hohen weltlichen und geistlichen Fürsten gebräuchlich, dann aber verallgemeinerte sich dieser Brauch bald auf alle Beamten, und schließlich hatte jeder, der öfter seine Unterschrift geben mußte, sein eigenes Siegel. Den Inhalt des schweren Metallstempels bildeten entweder Hausmarken, Namen, Monogramme oder Wappen.

Daß es sich lohnen kann, einmal nach solchen alten Hausmarken, Siegeln und Wappen zu suchen, und daß dies oft mehr Erfolg bringt, als man vorher anzunehmen wagte, darf ich zur allgemeinen Erinnerung wohl aus eigener Erfahrung an einigen Beispielen zeigen:

Als ich im Jahre 1920 bei der Bearbeitung unserer Familiengeschichte in den Archiven den Schicksalen früherer Generationen nachspürte, fand ich, daß einer der Vorfahren Graflicher Rentmeister zu Oldenburg war, der von 1562 ab zwei stehende vieredrige Hirschkörner in seinem primitiven Siegel führte. Der Vater dieses Rentmeisters führte als Ratsherr der gleichen Stadt um 1527 noch eine Hausmarke im Wappen-Siegel. Als ich dann einige Monate später auf einem Kirchenboden alte Kirchenrechnungen durchstöberte, entdeckte ich Schriftstücke von vier verschiedenen Pastoren unserer Familie, die von 1629 bis 1710 alle dieselben vieredrigen Hirschkörner in durchaus heraldischen Wappen-

Von Mühlen und ihren Schicksalen Mühlenerben — Mühlenrettung — Mühlenromantik

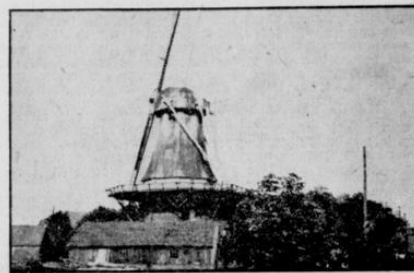


Mühlentempel bei Dreifelsen

Windmühlen gehören zur niederländischen Landschaft. Sie beleben ihr Bild und geben ihr einen besonderen Zug sowohl von Gemüt wie von Eigenwilligkeit. Wohl jede Stadt unseres Landes hatte einst ihre Mühle oder auch ihre Mühlen. Oldenburgs drei Mühlen am Stau sind heute nur noch auf den alten Bildern zu sehen. In früheren Zeiten versah die Obrigkeit die Mühlengerechtigkeit, danach galt für alle Einwohner von Stadt und Land eine bestimmte Vorfrist, wo sie ihr Mehl mahlen lassen durften. Die Regierung erhielt dafür vom Mühlenerben eine bestimmte Mühlenabgabe. Der Müller hatte dafür seinen eigenen bestimmten Kundenkreis. Wer anderswo sein Korn mahlen ließ, hatte Strafe zu zahlen. So waren die Mühlen in früheren Zeiten etwas wie die Dörferkirche. Mit der Aufhebung der Mühlengerechtigkeit und der Einführung der Motore in den Betrieb des Bauern war die Bedeutung der Wind- und Wassermühlen stark gesunken, und als dann erst die großen Dampfmaschinen aufkamen, als viele Bauernhöfe sich selbst kleine Motormühlen zuleigten, kam jene Zeit, die wir heute noch durchleben, die Zeit des „Mühlenerbens“. Und so treffen wir beim gegenwärtigen Mühlenkult ohne Mäkel oder gar ohne Raps, daneben viele Mühlen mit nur zwei Flügeln. Mit besonderer Freude betrachten wir daher jede Windmühle, die noch vollständig in Betrieb ist. Wir brauchen gar nicht weit zu gehen, um die erste Windmühle bei Oldenburg anzutreffen. Schon von der neuen Schule aus sehen wir die Flügel der Hammermühle Mühle herüberwinken. Um vom Winde unabhängig zu sein, hat heute wohl fast jede Windmühle auch Motor durch Motorkraft. Aber daneben sind noch alle anderen Mädel und Getriebe in Ordnung. Denn unsere Müller hoffen, auf diese Weise zunächst auch ohne Wind, daneben aber auch billiger mahlen zu können. Dieser letzte Schluss hat sich aber im allgemeinen als Trauerspiel erwiesen. Der Gewinn ist nur sehr gering. Das Mahlen mit der Windkraft hat sich immer noch als das billigste gezeigt. So gibt es heute besonders im Märkischen Gebiet Windmühlen mit besonders angelegten Flügeln. Der ehemalige Richter-Major Curt Wilau-Vorlin erfand auf Grund vieler Verluste seine „Ventilanten“, die an den Flügeln angebracht werden, um die Kraft des Windes mehr auszunutzen und auch bei stürmischen Winden mahlen zu können. Nach einer angestellten Zählung laufen heute schon 40 deutsche Windmühlen mit diesen Ventilanten. Auch in Holland sind sie eingeführt. Die Fachwissenschaft hat festgestellt, daß durch diese Erfindung, durch den Umbau der alten Flügel die Wirkung des Windes verdreifacht wird, d. h. bei gleicher Windstärke wie früher gibt es eine dreifache Leistung. Man könnte von einem „Strom-Lüftungs-Flügel“ sprechen. Die Ventilanten können dabei wohl als Helfer unserer überlebten Windmühlen angesehen werden. In unserem Lande sind sie allerdings wohl noch nicht eingeführt. Unser heimatschriftlicher D. Stellen-Wremers hat sich vom Standpunkt des Landschaftsschutzes besonders für die Rettung unserer Windmühlen durch Einführung der Ventilanten eingesetzt. Die Rollen solcher Ventilanten — es sind dicke, abgerundete Blechtafeln wie ein halber Propeller im Längsschnitt — betragen 210 RM für einen Flügel, also rund 1000 RM für die beiden Flügel.

In den letzten Jahren sind eine große Anzahl von Windmühlen aus unserem Landschaftsbild verschwunden. Manche konnte man allmählich absterben sehen, so die Mühle von

Lehmde an der Sandstraße hinter Nafte. Sie verlor einen Flügel nach dem andern, dann kam die Kappe, schließlich stand nur noch der Rumpf. Die Rollen solcher Anhandlungen sind immer sehr hoch. Da die Mühlen, wie oben ausgeführt, in ihrer alten Form wirtschaftlich heute in manchen Beziehungen undenkbar sind, lohnt es sich nicht, Geld für Ausbesserungen oder Reparaturen auszugeben. Der längere Zeit schon es, als ob auch die bekannte Elmendorfer Mühle, das Wahrzeichen des Ammerlandes in der Zwillenader Gegend, der Neuzeit zum Opfer fallen würde. Der Besitzer, Müller Eilers, dessen Familie die Mühle seit dem Jahre 1897 gehört, erklärte, die Mahlgelder bringen die laufenden Unterhaltungskosten nicht auf. Zeit Kriegsende sei das Mahlen auf dem Lande, besonders in der Nähe der Städte, durch die großen Motormühlen immer mehr zurückgegangen, und so war seit mehreren Jahren auch die Elmendorfer Mühle mit Motorenbetrieb eingerichtet. Die Flügel waren wegen Bauartigkeit mit der Kappe festgeheftet. Ebenso war der äußere Umgang, das „Zwillen“, dauerhaft. Tagelang war das innere Gefüge der Mühle noch sehr fest und tragfähig. So sah sich der Besitzer gezwungen, den oberen Teil allmählich verkaufen zu lassen oder auf Abbruch zu verkaufen. Andererseits hätte er gerne den ganzen Bau schon aus Achtung und Pietät seiner Familie gegenüber erhalten. In dieser Lage wandte sich Müller Eilers an die Heimatvereine, die ihrerseits mit der Arbeitsgemeinschaft für Oldenburgische Landes- und Volkskunde und mit der Denkmalbehörde in Verbindung traten. Im August vorigen Jahres kam darauf die Nachricht, daß es den Bemühungen des Amtshauptmanns Theodor-Weserlebe gelungen sei, diese Elmendorfer Mühle vom Amtsverband Ammerland zu erwerben. Staat und Amtsverband übernahmen die

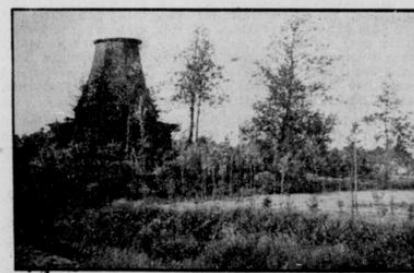


Vofeler Mühle

Anhandlung und Eintragung in die Denkmalliste. Der Amtsverband sorgt für weitere Unterhaltung der Mühle als Jugendherberge. So war diese Frage vorläufig gelöst und damit eine Zeit für unsere heimischen Landschaftsschutz vorüber. Aus der Geschichte dieser vor dem Verfall geretteten Mühle folgendes: Erbaut auf dem Elmendorfer Mühlenfeld für 33.000 Mark im Jahre 1851. Im Jahre 1887 von Johann Hedemann und Diedrich zur See erworben, 1897 in Besitz der Familie Eilers. Früher war mit der Korn- und Seelmühle noch eine Sägemühle verbunden. Hier wurde die Eigentümern für Herstellung des Lebers gemahlen.

Unsere erste Windmühle zeigt eine noch zu erhaltene Mühle bei Sandebusch an der Bahndirke nach Oien. Sie gehört der Familie des ehemaligen Mühlenbaumeisters Soepen. Leider hat sie durch den Weltkrieg, als alles Kupfer abgeliefert werden mußte, ihre kostbare kupferne Haube mit sonstigem Metallbesatz verloren. An Stelle des einstigen Metalls mußte Dachpappe gelegt werden, die noch heute an jene Ablieferungszeit erinnert. Wie der Müller erzählt, fand man später die kupferne Abdeckung unter dem Dachstuhl in Wilhelmshaven wieder. Leider wurde sie nicht zurückgegeben.

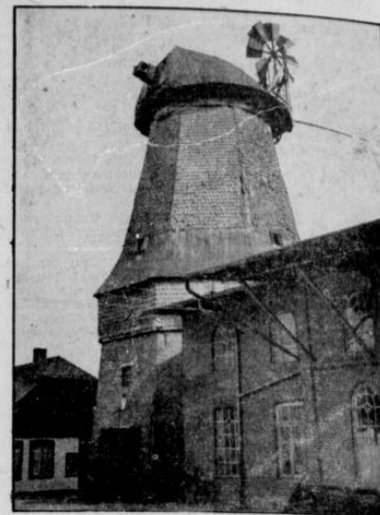
Diese „Sandermühle“ diene als Beispiel einer noch voll betriebsfähigen Windmühle. Unsere übrigen Bilder weisen auf die Schicksale, die vielen unserer Mühlen unter der Last der Zeit widerfahren sind. Da sieht die Vofeler Mühle, die heute nur noch ein Rest der Kappe zeigt. Am traurigsten sehen diese



Mühlen-Unterbau Oldenburg (Museumsdorf)

Mühlentempel ohne Raps aus. Leider sind sie sehr zahlreich im Oldenburger Lande. Durch einen heftigen Gewittersturm wurde die Mühle von oben abgedeckt und zum Teil zerstört. Der Unterbau steht noch. Ein auffälliger Mühlenrumpf steht bei Dreifelsen an der Olen. Sie gehört zum Zielwärtersbau, wo noch heute der alte Seelmehler Siebte wohnt. Es war einst die Seelmehlmühle, die daneben auch das Getreide für die umliegenden Bauern mahlte. Die Speicher und Scheunen der Mühle dienen immer noch als Wohnraum.

In Oldenburg treffen wir sogar zwei solche Mühlen-Unterbauten, die trümmert ihre Umgebung beherrschten. Es ist erloschen die ehemalige Wehling'sche Mühle am Gelände des entlassenen Museumsdorfes. Sie soll später in den alten Formen wiederhergestellt und in das Gebiet des Museumsdorfes einbezogen werden. In der Stadt Oldenburg steht die andere, noch bedeutend schönere Mühle. Ruine von Rösener & Engelmann. Der Rumpf ist mit feinen, runden Holzschindeln gedeckt. Über dem Mühlenportal steht die Jahreszahl der Erbauung: 1812. Aus dem Mühlenwerk ist eine Übertragung schon herausgenommen. Die Pfeiler und Balken sind noch ohne Schaden. Dieser Mühlenrumpf macht wegen seiner schönen Formen, wegen des stilvollen Unter- und Mittelbaus und seiner gut erhaltenen Kappe einen sehr bewundernswerten Eindruck. Jeder Besucher fragt sich, ob nicht irgendwelche Möglichkeit besteht, hier mit Geldmitteln einzugreifen, damit die Mühle wenigstens wieder Flügel erhält,



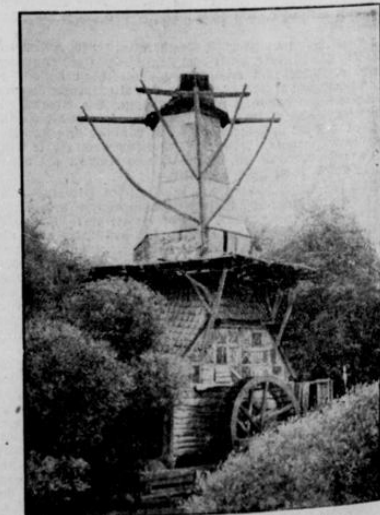
Ehemalige Mühle in Oldenburg

wenn sie dann auch nicht mehr mahlen kann. Aber das ganz sonst noch einseitige und zeitverdrängende Strahlenbild würde dann wesentlich gehoben werden. Ein schönes Denkmal für das aus diesem vergangenen Schmuckstück unserer Vater, bei in wiederhergestellten Formen sicher wert ist, für die Nachwelt erhalten zu werden.

Und schließlich das Bild der Mühle von Hüven in Hümmling, die bei der letzten Tagung der Oldenburgischen Arbeitsgemeinschaft für Vor- und Frühgeschichte auf der Stadtfahrt besonders beachtet wurde. Wie unter Bild zeigt, handelt es sich auch hier um eine tolle Ruine. Die Flügel fehlen. Aber auch ohne sie erkennen wir den Aufbau nach Art einer holländischen Windmühle. Diese hüven Mühle gehört aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges an. Sie nimmt unter den Mühlen eine Sonderstellung ein, da eine unterschlächtige Wassermühle damit verbunden ist, und diese ist noch heute in Betrieb. Aus den in der Nähe liegenden Mühlenwert-Trümmern geht hervor, daß hier außerdem eine Dampf- und ein Wassermühlwerk in Tätigkeit gewesen ist. Der hochaufragende Mühlenrumpf hebt sich mählich vom Hintergrund ab. Eichenbalken stützen noch den äußeren Umgang, das sogenannte „Zwillen“. Diese Mühle von Hüven ist also mehr eine ganz eigenartige Mühlenanlage gewesen, ein dreifaches Mühlenwerk, das ein erfindungsreicher Mühlenbaumeister einst als „Rittermühl“, denn das Wasserrad trieb in jener Zeit, als Dampf- und Motorkraft noch unbekannt waren, diese Erfindungen der Neuzeit. Wenn kein Wind wehte, wurde das Wasser zu Hilfe genommen. Ob auch dieses Aussehen einmal so allmählich verfallen soll? Im vorigen Jahre glaubte man noch an die Möglichkeit, wieder herzustellen. Der Niederländische Genossenschaft hatte schon Geld dafür zur Verfügung gestellt. Nach den neuesten Nachrichten im Februar von „Niederlande“ hat eine genaue Prüfung des Mühlenrumpfes jedoch ergeben, daß die wegen der inneren Bauartigkeit nur eine vollständige Erneuerung lohnen würde, und dazu fehlen die Kosten. So muß die Volkstunde sich mit guten Bildern und mit der Herstellung eines verfeinerten Modells begnügen.

Nebenfalls ist diese ehemalige Mühle von Hüven eine der eigenartigsten und schönsten Mühlenanlagen, die jemals in unserer Landschaft. Sie wird insbesondere häufig von Malern und Fotografen aufgesucht. Nach einer alten Liste erhält der Müller den Mahl-Rohr in Form von Getreide. Die geleglich vorgezeichnete Getreidemenge heißt das „Maltgut“ oder „Matten“. Auf einen Maltgut, das alte Einheitsmaß für Getreide, glichen sechs Himten mit je vier Neben = Metzen, plattdeutsch „Matten“. Mit der Maltgabe wurde der Mahl-Rohr abgemessen. Es war daher natürlich, daß die Bauern manchmal etwas atavistisch waren, ob der Müller auch zu viel „Matten“ nahm. So läßt der Volksmund den Bauern zum Recht sagen, der mit Getreide zur Mühle fährt: „Junge, daß aber up, daß de Müller nich tweemal den Matten nimmt!“

Die Sorgen des Müllers wegen des oft ausbleibenden Windes finden wir in dem Sprichwort: „Oftent hat den Raps, man de Müller bett dat greifste“, nämlich das Kreuz der Mühlenflügel.

Mühlengebäude zu Hüven (Hümmling)
Aufnahmen (B): „Niederlande“

Marienhäuser bei Sandebusch

Heimat im Rundfunk

Die Musik am Sonntagmorgen wird im Reichsfunk der Hamburg um 9 Uhr von den Bremer Stadtmusikanten in atemberaubender Weise gespielt. Der gleiche Sender bringt dann um 11.10 Uhr unter dem Titel „Plattdeutsche Lieder“ niederdeutsche Lieder von Hans Witt, zu der G. Schöler die Musik geschrieben hat. Wir hören „Möber an de Weeg“, „Mussjagd“, „Strahlen“, „Dummebut“ — die lustige Wirt und „Nun wollen wir tanzen“. Anlässlich des heutigen Gedächtnistages ist beim Reichsfunk der Hamburg um 18 Uhr die Darbietung „Am rade“, hierum den Frontsoldaten zu Ehren, anberaumt worden. Für Montag um 19 Uhr hat der Reichsfunk der Hamburg als Feierabendveranstaltung die Wiedergabe einer KdF-Fahrt mit dem Dampfer „Columbus“, die von Bremerhaven aus startete, vorgelesen unter der Bezeichnung „Wind, Wellen, Wärfelkugeln“. Der Reichsfunk der Frankfurt bringt am Montag (17 Uhr) Wärfelkugeln nach Hermann Löss. Vom Reichsfunk der Hamburg hören wir um 17 Uhr „Neue plattdeutsche Lieder“. Es ist dies die vierte Folge, diesmal mit dem Titel „An Wind to Wind“, eine Zusammenstellung von Heinrich Andersen in der Vertonung von O. Lenz. Alle namhaften norddeutschen Mundartdichter kommen dabei zur Geltung. Am Dienstag um 10.15 Uhr sendet der Reichsfunk der Hamburg: Ein Hörspiel zu der Joor 1628 „De Meyerebrek“. Es ist dies eine Darbietung, die über die früheren Rechte und Pflichten der Bauern Auskunft gibt. Wichtig ist uns vom gleichen Sender um 17 Uhr der Bericht von W. Schmoor über „Dichtungen der Heimat“, der die neuesten Werke der niederdeutschen Dichter behandelt. Für Mittwoch hat der Reichsfunk der Hamburg folgende heimatländischen Sendungen vorgelesen: Um 16.50 Uhr den „Besuch bei einem offiziellen Döner“, auf den wir schon aufmerksam machten. Um 17.15 Uhr folgt: „Jungmädel auf der Fahrt nach der Nordsee“. Hier ist von der Nordsee als Landgrenze die Rede, um die seit Jahrhunderten erbittert gekämpft wird. Die Freien haben die Nordsee nie zu Unrecht „Nordsee“ genannt. Heute wird dem Meer neuer Boden weitem und weiter abgerungen. Ein solches Stück Neuland befindet die Nordsee. In der Sendereihe „Aus dem norddeutschen Kunstschiffen“ wird um 17.35 Uhr aus dem Wirt und Schiffs des niederdeutschen Dichters Heinrich Christian Wier ein Ausschnitt wiedergegeben. Am Donnerstag um 10.15 Uhr sendet der Reichsfunk der Hamburg unter der Leitung von Heinrich Stappenberg das Volksschiffen fort. „In den Herbstklingen der Nordsee“ heißt die Erzählung von Martin Luster, die der Reichsfunk am Freitag um 18 Uhr in der Sendereihe „Abenteuer und Erlebnisse“ zu Gehör bringt. An diesem Tage um 12.10 Uhr wartet der Reichsfunk der Hamburg wieder mit einem der stets sehr empfundenen Konzerte aus dem alten Rathaus in Bremen auf. Der Vortrag „Wesen und Wesen des Niedersächsischen“ hat dem Reichsfunk der Hamburg um 15.15 gesendet wird, geht in erster Linie unsere Bauern an. Am Sonnabend spielt der Reichsfunk der Kapelle Steinbock neue Volks-

tänze und Volkslieder, die aus dem Geist der heutigen Zeit geboren sind und deshalb Allgemeintun werden sollten. „Hört je ne de Piepen klingen“ ist die Folge niederdeutscher Lieder und Spielweisen, für Volkslieder und Volksstimmen bezeichnet, die der Reichsfunk der Hamburg für Sonnabend um 18 Uhr vorgelesen hat. Es folgt um 19 Uhr eine „Plattdeutsche Singstunde“, in der ebenfalls neue Lieder für jung und alt zu Gehör gebracht werden. Die Melodien sind von Hans Fr. Michaelen und der Text ist von Emil Feder. Die plattdeutsche Singstunde wendet sich an alle fangeschreudigen Norddeutschen und möchte sie mit einfachen und leicht eingängigen plattdeutschen Liedern unserer Zeit bekannt machen. Es erklingen die Lieder „Toor

ligt in'n Burden en Ländeken deep“, „Man hoch denn Kopp“, „Id weet nich, wat mit Lene is“, „Achtern Dief is Muffit“ und „Vorjohrsleed“, die alle einfach und volkstümlich sind. Der um 19.25 Uhr vom Reichsfunk der Hamburg gesendete „Singfang“ ist ein heiteres Hörspiel von Otto Franz Grund, zu dem Walter Bulter die Musik geschrieben hat. Die im Hörspiel auftretenden Personen sind u. a. Johann, der vergnügte Seemann; Riesen, den Knecht; der Knecht, ein tiefen Zierbroder, ein Stratenfänger und ein Orgeldreier. Um 20.10 Uhr sendet der Reichsfunk der Hamburg einen Streifzug durch norddeutsche Kabarets, in der auch Bremens Stätten der „Elsen Muse“ zur Geltung kommen werden. Vom Reichsfunk der Königsberg ist um 18.30 Uhr noch eine plattdeutsche Sendung zu empfangen, die „Allerhand plattdeutsche Sagen“ betitelt ist.

Hier spricht die Deutsche Arbeitsfront

Reichshandwerksmeister und Reichsbetriebsgemeinschaftsleiter W. G. Schmidt erläßt an das deutsche Handwerk folgenden Aufruf:

Meister und Gesellen des deutschen Handwerks!

In wenigen Wochen wird die Reichsbetriebsgemeinschaft Handwerk mehrere tausend Handwerksgefallen aus allen deutschen Gauen auf die Wanderzeit schicken und damit das im Vorjahr begonnene Werk der Wiedereinführung des handwerklichen Wanderns auf wesentlich breiterer Grundlage fortführen. Die zu diesem Zweck ins Leben gerufene Organisation innerhalb der Reichsbetriebsgemeinschaft Handwerk ist entsprechend ausgebaut, verschiedene Mängel des Vorjahres sind beseitigt, die grundsätzlichen Bedingungen für die Zulassung zur Wanderzeit aber unverändert übernommen worden, insbesondere jene, daß nur der wandern kann und darf, der das Wanderbuch der Deutschen Arbeitsfront besitzt.

So können wir hoffnungsvoll auch dem zweiten Wanderjahr ins Auge schauen, nachdem das erste unsere Wünsche weitgehend erfüllt hat. In unangenehmen Zeiten wandern Handwerksgefallen, aber auch in ebenso vielen Zuständen von Seiten der Meister ist mir immer wieder bezeugt worden, daß die neugeschaffene Möglichkeit des Wanderns einen erheblichen Teil dazu beigetragen hat, das Ansehen des Handwerks in der Öffentlichkeit zu heben, das Vertrauen zwischen Meister und Geselle zu fördern und nicht zuletzt das fachliche Wissen unseres Nachwuchses in jeder Weise zu vertiefen. Ich freue mich, heute feststellen zu dürfen, daß das deutsche Handwerk der vorjährigen Aktion nicht nur vollste Befriedigung entgegengebracht, sondern um ihrer willen auch mannigfache Verbesserungen auf sich genommen hat. Ich weiß, daß meine Handwerkskameraden sich der bedeutsamen Aufgabe bewußt sind, die mit der Durchführung des erheblich erweiterten Programms 1936 sowohl unserer Jugend als auch der Volksgemeinschaft gegenüber verbunden ist. Ich erwarte daher, daß der Plan 1936 reibungslos durchgeführt wird und daß sich die Meister und Meisterfrauen der wandernenden Gesellen mit besonderer Liebe und Sorgfalt annehmen — aus der Erkenntnis heraus, daß sie berufen sind, die letzte Hand an die Erziehung und Ausbildung jener Volksgenossen zu legen,

die einmal Repräsentanten handwerklicher Qualitätsarbeit sein sollen.

Ihr aber, Handwerksgefallen, die ihr in diesem Jahr nach strenger Auswahl zum erstenmal zur Wanderzeit zugelassen worden seid, denkt daran, daß dies für euch eine Auszeichnung sein soll! In eurer Disziplin sollt ihr die deutschen Lande durchwandern, sollt lebensfähig die Schönheiten unseres Vaterlandes kennenlernen, aber da, wo es an die Arbeit geht, müht ihr zeigen, daß es euch um euer Handwerk ernst ist, und daß ihr stolz darauf seid, Mitglied der großen deutschen Handwerkerfamilie zu sein. Seid sparsam, bescheiden in eurem Auftreten, willig in der Arbeit, gehorcht eurem Meister, mit einem Wort, zeigt, daß ihr ganze Kerle seid!

Die Wanderzeit ist dazu da, euren Blick zu weiten, eure Kenntnisse zu vertiefen, eure weltanschauliche und charakterliche Reife zu vollenden, euch als wertvolle Glieder in die Volksgemeinschaft einzuordnen. Der Führer hat das Wort geprägt, daß die Jugend unsere Zukunft sei. So bildet auch das ganze deutsche Handwerk erwartungsvoll auf den Nachwuchs. Ihr habt euch also jetzt zu bewähren!

bleibt euch dessen bei allem was ihr tut bewußt, damit wir nach Vollendung eurer Wanderzeit mit Stolz von euch sagen können: Ihr habt unsere Hoffnungen in die Tat umgesetzt, ihr habt die neue Zeit verstanden, ihr habt euch zur vordersten Reihe eines im Volke verwurzelten, modernen und lebendigen Handwerks durchgekämpft.

In diesem Sinne: „Ginein in das neue Jahr der Arbeit und Ehre!“

Gau- und Propaganda-Abteilung.

Gardinen • Decken • Stores

usw. waschen und spannen wir sorgfältig und mustergültig stets innerhalb drei Tagen

Großwäscherel Hayungs, Bremen

Laden: Oldenburg, Schüringstraße 7, Ruf: Nr. 3636

Warta Seife 15 u. 25 Pf. Gesunde Haut

„Treibjagd“ Roman von Br. Hofmann

2. Fortsetzung

Copyright 1935 by August Scherl GmbH, Berlin

(Nachdruck verboten)

„Es ist ja nicht an ihn ranzukommen...“, den Tönning, mein ich, jedes Wort macht es nur schlimmer.“
...Anwischen wandert Tönning allein und verbittert durch den Wald. Wie steht es denn überhaupt zwischen Raab und ihm? Wie ist das mit ihr? Hat sie, wie andere Mädchen, schwärmerisch und zärtlich an ihm gehangen? Nein, das hat sie nie! Raab hat leider oft das Gefühl gehabt, nicht ganz ernst genommen zu werden. Fast immer hat er keinen Annäherungen mit einem Scherz ausweichen, mit einem liebevollwütigen Scherz allerdings. Vielleicht hat gerade das ihn immer fester eingeklinken. Wer weiß? Sollte sie das? Was, das waagte er eigentlich nicht zu glauben. Menschen mit Humor sind selten berechnend; das hat er so im Gefühl.

Aber heute war sie plötzlich ganz ernst — so, wie sie sonst nie gewesen —, als er ihr erzählt hatte, was er wollte. Er hatte sie doch selbst gesehen! Und hatte sie es vielleicht gelugnet? Nein, gar nicht. Sie hatte ihm sogar selbst den Ring gezeigt, ihn aus dem Fingerring, an dem sie schrieb, der verzeiht und ihm auch gegeben: „Bitte, hier —, jawohl!“ Diesen Ring hatte sie auch noch obenher bekommen —; sollte er sich denken, was er wollte. „Bitte —, da ist er! Nimm ihn nur mit!“ Gestalt, unnahbar und toderst... Das erst hatte ihn richtig verrückt gemacht. Nein, eine Erklärung hatte sie ihm nicht geben wollen. Wenn er ihr nicht auch so glauben wollte, gut, Andere Männer gingen anders mit Frauen um, hatte sie gesagt...

Tönning stolpert über eine Wurzel und hält inne. Er legt sich auf einen Baumstumpf, stemmt die Ellbogen auf die Knie und legt das Gesicht in die Hände. Er nimmt den Hut ab und legt ihn neben sich. Es ist ganz still um ihn.
Eine ganze Weile sitzt er so bewegungslos. Plötzlich berührt etwas kaltes und Raues seine Hand. Er fährt zusammen. Es ist dunkel. Er kann nur undeutlich den Hund sehen, der, leise winzelnd und ungebürlich wedelnd, vor ihm steht. Er streicht Treff den Kopf und spricht leise mit ihm. Doch einer Weile reißt er sich zusammen und steht auf.

Dr. Arndt geht im Vorgarten auf und nieder. In den großen Räumen des Waldhofs ist es, wie Frau Edith Senden schon sagte, ohne Gesellschaft nicht sehr angenehm. Darum ist Arndt mit seiner Abendgardie ins Freie gegangen. Er denkt an sein Gespräch mit Nikolai.

„Tut mir leid, Herr Doktor“, hat er gesagt, „ich kann Ihnen auch keine nähere Erklärung geben. Fräulein Georgius ist ein — Wie soll ich sagen? Sie kann Kamerad sein. Nicht jede hätte in dieser Lage sich so verhalten.“ „Wieso?“ hat Arndt gefragt. „Aber es geht mich wirklich nichts an.“

„Nein“, hat Nikolai darauf geantwortet. Weiter hat

er in bezug auf diesen Vorfall nichts mehr geäußert, und noch dem Abendessen hat er sich wieder entfernt. Wohin? Arndt weiß es nicht. Vielleicht ist es besser so, denkt er. Arndt ist mit diesen feinen Gedanken beschäftigt, bis er an die Brücke gelangt. Dort bleibt er stehen.

Jemand kommt aus dem Wald über den Wiesenweg, ein junges Mädchen. Als sie die Brücke erreicht hat, springt sie ab. Sie ist nur mittelgroß, in Kleid und Jumper, ohne Hut oder Mütze, und ihr kurzes, braunes Haar flattert um ihren Kopf. Sie schüttelt es zurück und kommt über die Brücke auf ihn zu, sehr eilig. „Herr Doktor Arndt!“ fragt sie rasch. Und noch ehe sie es sagt, weiß er, wer sie ist: Käthe Georgius.

„Ja“, sagt er. „Bitte, Fräulein? Er blickt dabei in ihre Augen, die auch braun und sehr klar sind, ganz rund, wie ihm scheint, und diese Rundung ist fast ganz von der braunen Iris ausgefüllt.“

„Ich muß Herrn Nikolai sprechen!“ sagt sie. „Ist er im Hause?“

Er beobachtet die Unruhe in ihren eigenartig sternförmigen Augen. „Nein“, sagt er, „leider nicht. Herr Nikolai ist fortgegangen.“

„Ach —“ murmelt sie. „Es ist nämlich eilig. Wissen Sie vielleicht, wohin er gegangen ist?“
Arndt schüttelt den Kopf. „Keine Ahnung. Er ist seit etwa einer halben Stunde fort... Kann ich etwas bestellen?“

Sie blickt unschlüssig zu Boden. Plötzlich hebt sie wieder den Kopf und sieht Arndt an. „Was für ein Durcheinander!“ murmelt sie und lächelt.

Dieses Lächeln ist entzückend, und Arndt beginnt, obwohl Tönning wie Nikolai zu verstehen. „Ja —“, antwortet er etwas unsicher. „Wollen Sie vielleicht etwas aufschreiben drinnen? Wenn es sehr wichtig ist?“
„Nein, nein. Aufschreiben? Nein, das geht nicht! Da kann man eben nichts weiter machen. Aber wenn Sie vielleicht Herrn Nikolai noch sehen, dann sagen Sie ihm, bitte, daß ich da war!“

Arndt verspricht es. „Wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann —?“

„Für mich?“ fragt sie und sieht ihn überrascht an. „Was denn?“

„Ich dachte nur —“, murmelt Arndt.

Sie schüttelt den Kopf. Dann fällt ihr wohl plötzlich etwas ein. Sie steht an das Geländer des Stages gelehnt; merken zu lassen. „Ich soll ihm diese Worte bestellen: „Unter gar keinen Umständen!““

„Gute Nacht!“ erwidert Arndt, ohne seine Überraschung

merken zu lassen. „Ich soll ihm diese Worte bestellen: „Unter gar keinen Umständen!““

„Vielen Dank, Herr Doktor!“ Schnell geht sie wieder über den Steg zurück, steigt auf ihr Rad und fährt davon. Arndt sieht ihr nach. Er begreift nicht ganz.

... Auch Tönning sieht ihr nach. Mit unheimlichem Instinkt hat sein Weg ihn hierhergeführt. Er lehnt an einem Baum und bewegt sich nicht; er hält auch den Hund zurück. Er glaubt, sehr gut zu begreifen. Sein Gesicht ist fast und der Blick seltsam leer.

Raab Tönning hat Dr. Arndt an den Platz gebracht, der ihm für die Treibjagd zugeteilt worden ist. Soweit Arndt sich vergewissern konnte, liegt sein Stand zwischen dem von Laurentz Nikolai und dem von John Treiberg. Vor ihm liegt die friedliche Lichtung in der Morgensonne, die, wie der Förster ihm sagte, zum Jagen 12 gehört. Bis der Antritt des Wildes hier vorüberkommen wird, kann noch einige Zeit vergehen. Man hört das Raseln und Klappern der Treiber aus großer Ferne herüberklingen.

Arndt setzt sich wieder auf seinen Feldstuhl, um zu warten, und dabei hat er Mühe, über seine letzten Beobachtungen nachzudenken. Er hat die Wäpfe auf den Knien liegen und blickt über die Lichtung hin. Sie ist von hohen Eichen und Buchen eingefaßt, unter denen Schatten liegt. Das spärliche Unterholz am Rande steht unbewegt. Ab und zu zwitschert ein Vogel. Eigentlich schade, daß dieser stille, leuchtende Friede von frischem Grün, Purpur und Gold bald zerstört werden soll!

Beim Frühstück, das heute morgen in der Halle ziemlich eilig eingenommen wurde, hat er Nikolai Räthes Vorstöße ausgetrieben. Er hat ihm gesagt, daß Fräulein Georgius gestern Abend noch ihm gesagt, aber ihn nicht angetroffen habe.

„Nein“, hat Nikolai darauf erwidert, „ich war fort.“ Mehr hat er über seine Abwesenheit nicht erwähnt.

Soweit Arndt bemerkt hatte, war Nikolai fast die ganze Nacht weggeblieben und erst etwa zwei Stunden vor dem Abend wieder in sein Zimmer gekommen. Arndt hatte es im Halbschlaf gehört, ohne sich weitere Gedanken darüber zu machen. „Fräulein Georgius hat mich, Ihnen einige Worte zu bestellen...“

Nikolai hat die Kaffeetafel hingestellt und Arndt angesehen.

„Unter gar keinen Umständen!“ hat Arndt nur gesagt, die wörtliche Vorstöße nur durch eine bestimmte Betonung unterbreitend.

In Nikolais hellen Augen hat es aufgeleuchtet, irgendein Punkt, worin zu denken. Aber es war bestimmt keine Freude darin, der Sohn: Hohn von einer bitteren und schmerzhaften Art. Er hat das Rinn vorgehoben und über Arndt weg zum Fenster gestarrt. „Ach danke!“ hat er gesagt. Das ist alles gewesen.

(Fortsetzung folgt)

Kurzschrift- und Maschinenschreibede

Zu den Aufgaben 88a und b gingen richtige Lösungen ein von:

Berner, Hermann,	Oldenburg.
Bermann, Ad.,	
Baria, Boefer,	Upjohn.
Ulfriche, Hans,	Oldenburg.
Barth, Hermann,	
Ctto, Wierendts,	
Htto, Waling,	
Baragater, Janis,	
Hermann, Glindbürger,	
Van, Wolterre,	
Van, Daat,	
Van, Delle,	
Robert, Busmann,	
Paul, van der,	Oldenburg.
Deins, Bremier,	
Richard, Müller,	
Paul, Glind,	
Frank, Fleger,	
Deins, von Heeren,	
Olto, Solter,	
Henné, Strahmann,	
Gerda, Wulken,	
Egon, Wlou,	

Wir veröffentlichen heute die kurzfristlichen Lösungen zu den Aufgaben 89_a und b und geben Ihnen die neuen Aufgaben 90_a und b.

se zu tun gehabt. Leider müssen wir Ihnen mittheilen, daß Herr Bachau keine Forderung mehr an uns hat. Wir hoffen damit den Schriftwechsel in dieser Angelegenheit.

(26 Zeilen je 10 Silben, insgesamt 256 Silben.)

Ausgabe 90b

Tisfont und Efonto in der doppelten

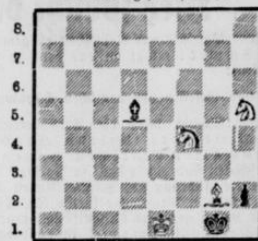
Buchführung (Kontierung). Den Eingang des Wechsel von dem Kunden erfahren wir in den Büchern auf folgende Weise: Wechsel-Ronto (Alimessen-Ronto) Soll, Kunden-Ronto Haben. Dabei wird angenommen, daß wir uns dem Kunden gegenüber als durch die Herga-

ഭൂമി

[illegible]

Aufgabe Nr. 17 von A. Troitzky
(„Denken und Raten“)

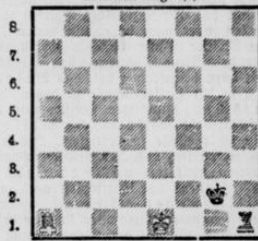
Schwarz: Kg1, Ld5, h2 (3)



Weiß: Ke1, Lg2, Sf4, Sh5 (4)
Weiß zieht und gewinnt

Aufgabe Nr. 18 von Johannes Hane
(Tägliche Rundschau 1898)

Schwarz: Kg2 (1)



We13: Ke1, Ta1, Th1 (3)

Es ist zu beachten, daß Weiß noch rochieren kann

Zwei Kurzpartien von den Länderwettkämpfen zu Warschau 1935
Damengambit

Weiß: Rosselli, Italien Damengamt Schwarz: Stoltz, Schweden
1. d2-d4, d7-d5; 2. Sg1-f3, c7-c5; 3. e2-e3, Sg8-f6; 4. e2-e4, a7-a6; 5. Sbl-c3, Sbl8-c6; 6. a2-a3, a7-a6; 7. Lfl-d3, d7-d4; 8. Ld3-c4, b7-b5; 9. Sg3-f3, Lc8-b7; 10. c-b, O, Dd8-b7; 11. Sd3-c4, Ld3-c8; 12. Th1-d1 (hiesse d2-b3 auf Verhinderung des folgenden Gegenzugs) Sf6-g4; 13. Sc3-a4? (Weiß verkennt die in der schwarzen Stellung liegende Drohung, der noch einigermaßen mit g2-g3 zu begegnen war), e5xd4; 14. e3xd4, Sc6xd4; 15. Lf3xb5! (noch ein Racheschach), a6xb5. Weiß gab auf.

Rüttel-Edel

Answerwörter



Maarsch: 1. Schiffsreeder, 7. Blume, 8. Butter-
fab., 10. Infeitholt, 11. banischer Gesang, 12. Stadt in
Belgien, 14. Stadt in Ostpreußen, 15. Speerball, 18.
christlicher Männername, 19. Frauenname, 21. Altschwed., 24.
Stadtelster, 27. Schmelteigel, 28. Ader, 29. Männername,
30. Frauenfurname, 31. Mundhafte.
Senfstedt: 1. Dautschland, 2. nordische Österfamilie,
3. Frauenname, 4. kleine Wibelüberlegung, 5. Laubbaum,
6. Frauenfeld, 7. Over von Verd., 8. italienischer Na-
menstempel, 9. Frauenname, 10. Frauenname, 11. Blau in Witi-
n, 12. Männername, 20. Deutsches Gebirge, 22. Stadt
in Niederösterreich, 23. Weinbald in Italien, 25. Farbe,
26. Altes Bärenmaß.

Beispielfartenrätzel

Paul Fleisch
Reims

Welchen Beruf hat der Karteninhaber?

Silberträffel



Silbertrüffel

[illegible]

Röfjeföring

mehr	nen	ren-	ar-	va-	narr	○	hof-
○	rich	im	en	leid	me	ter-	was
wei-	nicht	der	nar-	ich	ist	narr	da
de-	zei-	schrei	er	in	haus	bin	denn
nen	tes	mußt	hen	die	kam	brat	aus
ver-	ro-	sei-	lau-	die	laub	mit	auf
die	ihr	al-	sehn	und	er	und	○
bert	○	fand	frat	hier	es	ur-	dir

Auflösung zum Kreuzworträtsel

11. Drammen, 13. Greifei, 19. Nat, 20. Wra, 21. Jda, 22. Ros, 23. Wai.
24. Wk.
Zenfrefch: 1. Worb, 2. Wder, 3. Wena, 4. Baum, 5. Wate, 6.
Wfen, 12. Wrai, 13. Grim, 14. Nade, 15. Etai, 16. Zala, 17. Gred.
18. Wst.

1. Dolde, 2. Insel, 3. Eisenberg, 4. Hanau, 5. Eimer, 6. Indus, 7. Muräne, 8. Antenne, 9. Tadel, 10. Imme, 11. Saline, 12. Tofessl, 13. Degen, 14. Ebene, 15. Komulus, 16. Samum, 17. Chinarinde, 18. London, 19. Uranus, 20. Eisenack, 21. Singapore, 22. Selon.
Die Helmspitze der Schiffe ist zur Seele eines Menschen.

Auflösung zum Kreuzworträtsel

11. *Ruiter*, 13. *Cole*, 16. *Dentist*, 17. *Orden*, 18. *Arena*, 20. *Role*, 22. *Turfo*, 24. *Altona*, 25. *Lina*, 27. *Wale*, 29. *Sanatorium*.
Senfrecht: 1. *Kieller*, 2. *Haute*, 3. *Catania*, 4. *Riga*, 5. *Ma-*
baker, 10. *Leo*, 11. *Muic*, 12. *Budendorff*, 14. *Ware*, 15. *Hindenburg*,
16. *Kie*, 19. *Ratur*, 20. *Mona Lisa*, 21. *Tintoretto*, 23. *Colosseum*, 25.

Multiplikation zum Heißischen Zahlenquadrat

Wurfbildung	Sum	Häufigkeiten	Squarer
354	374	376	377
394	341	361	350
364	389	352	367
373	349	363	357
347	379	380	381

Auflösung zum Wettbewerb:

„Menschen bau'n, die Türme sollen / Ein Jahrtausend weh'n!
Doch der Rost zerfrißt das Eisen, / Und das Moos vernagt die
Mauern, / Gleich dich um, du stehst nur Trümmer, / Die der Zeiten-
Sturm zerhackte, / Und darauf, für heut und morgen, / Stolle Aethen,
Und're Aethen.“ (H. W. Meyer.)

Extrablatt der „Nachrichten für Stadt und Land“

Oldenburg i. O., Sonntag, den 8. März 1936

Welkecho zur Führerrede

Paris, 7. März.

Eine endgültige Stellungnahme der französischen Regierung zu der Währungsfrage wird voraussichtlich erst im Ministerrat am Sonntagvormittag beschlossen werden. In politischen Kreisen erklärt man, daß der deutsche Schritt eine „flagrante Verletzung“ des Locarno-Vertrages darstelle, da weder an die Signatarmächte noch an den Völkerbundrat eine Vorantündigung ergangen sei, wie sie in Artikel 8 des Locarno-Vertrages vorgesehen sei.

Der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses der Kammer, Balthé, erklärte, er sehe nicht die Notwendigkeit zu einer dringlichen Einberufung des Auswärtigen Ausschusses. Er vertraue der Regierung, daß sie die Vorfälle ernstlich, die die Lage erfordere. Die einstige praktische Folge müsse die Verhängung des französisch-englischen Zusammenhalts sein.

Die Pariser Presse berichtet über die Schritte der Reichsregierung in großer Aufmerksamkeit.

Der „Temps“ schreibt u. a.: „Wieder einmal stellt Deutschland Europa vor die vollendete Tatsache der einseitigen Kündigung und der Verletzung eines frei unterzeichneten Vertrages.“ Deutschland kündigte Locarno und schloß eine neue Regelung vor, wobei es die Aussicht seiner Rückkehr nach Genf geltend machte. Gewiß dürfe man die Verhandlungen ablehnen oder Verhandlungen die Tür schließen, aber man dürfe sich auch nicht verhehlen, daß die Tatsache, eine Aufforderung zur Verhandlung mit einer reinen Verletzung (!) eines in Kraft befindlichen Vertrages zu verbinden, nicht dazu ansetzt, die Verhandlungen zu erleichtern und das Vertrauen zu einem neuen Abkommen zu festigen. Für das Gelingen der Schlichtung in der Rheinlandzone habe Deutschland einen guten oder schlechten Vorwand benötigt. Es habe ihn in dem französisch-sowjetrussischen Pakt zu finden geglaubt. Frankreich sei seines guten Rechtes (!) so sicher, daß Außenminister Laval in Aussicht gestellt habe, daß der Streit über die Auslegung des französisch-sowjetrussischen Vertrages dem internationalen Schiedsgericht im Haag unterbreitet werden möge.

Die auch der Führer seine Handlungen darstellten wollte, wie aufschuldig auf die Verletzung des Friedenswillens Deutschlands sein möge, nichts (!) solle angesichts der einfachen Verhältnisse der Tatsachen ins Gewicht. Angesichts des Ernstes der Lage würden die interessierten Mächte über eine gemeinsame Politik und über die gemeinsame Haltung sich verständigen, die sich ihnen unter Umständen aufdränge, die eine Bedrohung für den Frieden Europas seien und die allem klaren Blick, Rationalität und Gerechtigkeit entgegenstünden.

Die „Information“ trägt in ähnlicher Weise über eine Verletzung eines Vertrages. Deutschland, so schreibt das Blatt weiter, wolle Europa das Gleichgewicht zerstören. Für Deutschland sei alles eine Frage der Zweckmäßigkeit. Ein Recht gebe es nicht. Wenn Hitler nach Genf zurückkehren wolle, so sehe dem Völkerbund hierüber der Schlüssel zu.

Das „Journal des Débats“ schreibt, die Ereignisse der Sonntagsmorgen hätten eine große Erregung, aber nicht Überzeugung hervorgerufen. Nach einigen Verbalenheiten Deutschlands, sagt das Blatt, sei die erste Pflicht, nichts ohne triftige Überlegung zu sagen und zu tun. Die Regierungen Frankreichs und Englands, die untätig gewesen seien, als sie die Ereignisse noch hätten verhindern können, würden ihre Fehler nicht anmachen, sondern nur verschleiern, wenn sie leichtfertige unvernünftige Entschlüsse fassen würden.

Die „Libération“ meint, es sei weiterhin ein Rätsel, was die französische Regierung bezweckliche, Frankreich habe eine Regierung der Völkerkraft. Werde es Deutschland den Genuß der internationalen Entgegenkommen?

Die katholische Tageszeitung „La Croix“ betont, daß man kaltes Blut behalten müsse. Ein Fehler im Urteil, Schwäche oder Unentschieden könnten für den Frieden Europas gefährlich sein.

Nach dem „Temps“ hat der Abgeordnete Franklin Bouillon erklärt: „Fünfhundert Jahre abschließender Selbstbehauptung, Verzichtleistung und Feigheit haben zu dieser Lage geführt. Wer nicht will, daß Frankreich stirbt, muß für die Einigkeit eintreten und die schlechten Hirten wegschlagen. Das ist die erste Bedingung, um die uns drohende Katastrophe zu vermeiden.“

Brüssel, 7. März.

Die Wiederherstellung der Gleichberechtigung Deutschlands in der entmilitarisierten Zone hat in der belgischen Hauptstadt ungeheures Aufsehen erregt. Die Blätter berichten ganz ausführlich über die Reichstagsdebatte und haben in Betreff der wichtigsten Stellen des deutschen Memorandums hervorgehoben. Die belgischen Verhältnisse des Führers über die Schaffung eines neuen, wirksamen Systems der Friedenssicherung in Europa werden bereits in Schlagzeilen herausgehoben. Die jetzt erscheinenden Kommentare verraten allerdings eine durchaus feindselige Einstellung gegenüber dem deutschen Schritt und zeigen geringes Verständnis für die konstruktiven deutschen Vorschlagsvorschläge.

Die „Nation“ sagt: „Nicht die Schlussfolgerung: Wir müssen rühen und keine Bündnisse schließen, die durch sorgfältige Militärabkommen gestützt werden müssen.“ (!)

Der marxistische „Peuple“ überläßt es seinem häufigen außenpolitischen Zeitschriften, einem Klub, die belgischen Deutschlands in gewohnter Weise zu entleeren. Das Bild, das sich aus diesen ersten Äußerungen ergibt, ist naturgemäß einseitig. Erst in den nächsten Tagen wird man wohl Klarheit darüber haben, wie die öffentliche Meinung in Belgien sich gegenüber der neuen Lage verhält, und welche Schlussfolgerungen sie daraus zieht.

London, 7. März.

Die erste Äußerung eines der führenden Politiker Englands zu den Vorfällen des Führers ist die von George Lansbury, des großen ehemaligen Arbeiterpartei-Führers, der bekanntlich die Führung der Partei im vorigen Sommer niedergelegt, weil er aus seiner pazifistischen Überzeugung heraus nicht glaubte, Stimmengestimmungen zustimmen zu können.

Er sagt: „Diejenigen, die den Frieden wünschen, sollten es der Regierung dringend nahelegen, daß sie Herrn Hitler in dem Wort nimmt.“ In einem Brief an den Bürgermeister von Wigan, dem er sich mit der Erklärung des Führers beschäftigt, schreibt Lansbury: „Ich sehe nicht, was Europa denn anders hätte erwarten können. Weder bei uns noch in Frankreich ist eine Mobilisierung erforderlich, es sei denn, daß man den gefunden Menschenverstand mobilisiert. Diejenigen, die den Frieden wünschen, müssen sich zusammenfinden, um unsere Regierung entschieden aufzufordern, daß sie die Herrschaft nach einer neuen Friedenskonferenz untersteht. Geheime Verhandlungen, geheime Pakt, das muß alles aufgegeben werden. In diesen Tagen darf keiner von uns unsern irdischen Feinden, der Furcht, unterliegen. Das britische Parlament und das britische Volk haben Gelegenheiten erhalten, die Welt von der Barbarei fortzuführen. Der neue Friedensvertrag muß bereit sein,

daß er Deutschland, Italien und Frankreich wie auch der übrigen Welt Gleichberechtigung gibt, und zwar sowohl im Hinblick auf die Rüstungen als auch auf die wirtschaftliche Entwicklung.“ Während noch die ersten Ausgaben der Abendblätter in London im wesentlichen nur eine ganz knappe Inhaltsangabe der Rede des Führers enthielten, bringen die zweiten Ausgaben ausführliche Berichte und Auszüge aus der Rede. London ist übrigens unverändert ruhig, wie immer am Sonnabendnachmittag.

Der „Evening Standard“ überschreibt seinen Bericht: „Die deutschen Truppen marschieren ins Rheinland.“ Dieser kündigt Locarno — bietet einen All-round-Friedenspakt an und schlägt vor, wieder in den Völkerbund einzutreten — Gegenbedingungen.“ Mit ähnlichen Überschriften bringt „Evening News“ die Rede des Führers.

Der liberale „Star“ setzt als Vollenüberschrift über seine Meldungen u. a.: „Hitler erhebt sich, wieder in den Völkerbund einzutreten — Gegenbedingungen — Deutschland verlangt eine entmilitarisierte Zone zu beiden Seiten seiner Grenze.“

Der diplomatische Korrespondent des „Star“ berichtet, die britischen Minister seien der Ansicht, daß die Lage „ernst“ sei, aber kein Grund für eine Panik vorhanden wäre. Es sei aller Grund vorhanden dafür, daß Europa sich ruhig halten und dafür sorgen sollte, daß Hitlers Handlungen nicht zu Ergebnissen führen, die für Deutschland ebenso katastrophal sein würden wie für die anderen Länder Europas. Hitler habe seine Truppen in die verbotene Zone geschickt; zur gleichen Zeit mache er wichtige Vorschläge. Es sei an den anderen Mächten, diese zu unterstützen, sie soweit wie möglich auszuprobieren und zu sehen, ob sie angenommen oder abgelehnt werden können.

Nom, 7. März.

Amstelsche italienische Kreise wahren zu den heutigen Entschlüssen der Reichsregierung allergrößte Zurückhaltung und enthalten sich vorerst jeder Stellungnahme.

Als erste italienische Zeitung nimmt der „Ottobre“ zu dem deutschen Vorgehen Stellung. Er erklärt, es sei in diesem Augenblick nichts zu tun, als eine wesentliche Ursache festzustellen. Ohne die englischen Feindseligkeiten gegen das afrikanische Unternehmen Italiens glaubt das Blatt, hätte Deutschland diesen Schritt nicht getan. Die deutsche Frage wäre dann nach Ansicht dieses Blattes lediglich von Kanjelen und technischen Kommissionen zu prüfen, um Deutschland die Genugtuung zu geben, die ihm — gewollt oder ungewollt — heute oder morgen gegeben werden müsse, da es sich um ein Land von 60 Millionen Menschen handle, die einem sehr geordneten, sehr zivilisierten und heute auch sehr bewaffneten Staat angehören, dem das Lebensrecht zu leugnen Tollheit wäre.

Wien, 7. März.

Sämtliche Abendblätter veröffentlichen die Erklärung des Reichsfinanzministers in großer Aufmerksamkeit, einbalden sich aber bis jetzt jeder eigenen Meinungsäußerung. Nur das Abendblatt der österreichischen Oppositionellen „Arbeiter-Zeitung“ meint, daß man sich zweifellos an der Schwelbender Ereignisse befinden. Man wird in Prag zunächst abwarten, was Paris und London dazu zu sagen haben.

Moskau, 7. März.

Die sowjetrussische „Tsch“ berichtet über den Inhalt des Memorandums, ohne indessen dazu Stellung zu nehmen. Bemerkenswert ist, daß in den bisherigen Meldungen aus Berlin mit keinem Wort auf jenen Teil der Rede Bezug genommen wird, der sich besonders eingehend mit Sowjetrußland befaßt. Offenbar sucht man bei der letzten Stelle des Memorandums, um die Worte des Führers jedoch in einer für den Sowjetismus geeigneten zurechtgemachten Form den russischen Lesern vorzuführen.

Wien, 7. März.

Eigene Stellungnahmen enthalten die Wiener Blätter nicht. Auch die offiziellen Stellen beobachten vor der Hand Zurückhaltung.

Rom, 7. März.

Die Führerrede wurde in Italien mit großem Interesse aufgenommen. In politischen Kreisen hört man, daß vor allem die Ziele des Memorandums, die sich mit den Interessen belgischer, niederländischer und großer Wirtschaftsmächten verbinden, als das wichtigste Element der Rede angesehen werden. Es ist, als hätte eine veränderte Stellungnahme Italien gegenüber erlitten wird. Dagegen kommt in den gleichen Kreisen eine gewisse Zurückhaltung zum Ausdruck, da man sich noch nicht ein Bild machen kann, was unter der ausgesprochenen Voraussetzung im Hinblick auf einen wirksamen Ausbau der Welt-Autonomie gemeint ist.

Suabach, 7. März.

In maßgebenden Kreisen ist das allgemeine Interesse ausschließlich auf das Vorgehen der Reichsregierung konzentriert. Man erklärt, daß Deutschland nach dem sowjetrussisch-französischen und sowjetrussisch-französischen Bündnispaar durch das neue Recht habe, sich als bedroht anzusehen. Von geschichtlicher Bedeutung sei es, daß der Führer und Reichsführer nach der Auktorität der Locarno-Verträge positive, aufbauende Vorschläge dem gesamten europäischen Westen vorgelegt und damit einwandfrei den unbefriedigten Friedenswillen Deutschlands erwiesen habe. Die Verhältnisse Deutschlands zum Abbruch von Nichtangriffsverträgen mit Frankreich und Belgien, zum Abbruch des Luftabkommens mit der Weimarer Republik und zum Eintritt in den Völkerbund beweisen unabweisbar, daß der Führer die Welt, daß Deutschland von sich aus die Initiative für den friedlichen Aufbau Europas ergreifen habe. Die Verantwortung für die weitere europäische Entwicklung liegt jetzt in Paris und London.

Amsterdam, 7. März.

Besonders hervorgehoben wird hier die Tatsache, daß der Führer auch der niederländischen Regierung angeboten hat, an dem neuzeitlichen System der Nichtangriffspakte teilzunehmen, und daß Deutschland sich bereit erklärt, als gleichberechtigter Staat in den Völkerbund zurückzuführen.

Bukarest, 7. März.

Die rumänische Nachmittags- und Abendpresse enthielt sich sowohl in der Aufzeichnung wie in der Stellungnahme jeder beunruhigenden Note. Im allgemeinen ist festzustellen, daß sowohl die Führerrede wie auch der Einzug in die entmilitarisierte Zone auf durchaus ruhige Beurteilung stößt.

Basel, 7. März.

Im Bundeshaus zu Bern wird die Rede als die bedeutendste außenpolitische Kundgebung Deutschlands seit Übernahme der Macht durch den Nationalsozialismus betrachtet. „Die neuen Absichten der deutschen Regierung über die Wiederherstellung der Zusammenarbeit in der internationalen Politik, also im Völkerbund“, schreibt die „Nationa-

Zeitung“, „sind für die Schweiz ganz allgemein und insbesondere als Völkerbundstaat von großer Bedeutung.“

Die „Basler Nachrichten“ behaupten, infolge des Einzuges der deutschen Truppen sei die Weislandspflicht der Garantiemächte gegenüber Frankreich gegeben.

Danzig, 7. März.

Die große Friedensrede des Führers, sowie die Tatsache der Wiederherstellung der vollen Souveränität des Reiches im Westen ist auch in dem abgetrennten deutschen Danzig mit großer Begeisterung aufgenommen worden.

Stockholm, 7. März.

„Nå Dagligt Allehanda“ erklärt im Zeitungsauflage, der mit „Locarno-Ende“ überschrieben ist, u. a., Frankreichs eigenständiges Festhalten an unausführlichen Einschränkungen der Souveränität der deutschen Großmacht habe die Gründe getragen, die es habe tragen müssen. Das Blatt erklärt u. a., die Militarisierung der Rheinlandzone könne den Bankrott der europäischen Politik der Nachkriegszeit bedeuten.

Warschau, 7. März.

Die Reichstagsrede des Führers wird in leitenden politischen Kreisen im Grunde nicht als Überraschung empfunden. Die Sowjetpolitik Frankreichs und der französisch-sowjetrussische Pakt, die Deutschland als den Versuch anjah, eine Mächte-Gruppe mit deutschfeindlicher Tendenz zu schaffen, habe so erklärt man hier, erwarten lassen, daß die Mobilisierung des Moskaus Pakt durch Frankreich eine deutsche Gegenwirkung auslösen würde.

Weiter wird hier betont, daß Polen in seiner allgemeinen Politik an seiner bisherigen Linie festhalten werde, die dadurch gekennzeichnet sei, daß es immer klare, gerade Lösungen der politischen Probleme suche und sich nicht auf eine Politik verworrenen Formeln und Paragrafen einlassen wolle, die in der letzten Zeit das politische Leben Europas verwirrten. Der Vorkriegs-Pakt hat in Polen, wie man in schmerzlichen Kreisen heute gern betont, niemals eine gute Presse gehabt, und man legt hier im übrigen sehr viel größeren Wert auf den Vertrag von 1924.

In der Gesamtbeurteilung der Reichstagsrede wird polnischseits voll empfunden, daß die gewichtige Kräftigung aus dem Vorrat der Gleichberechtigung heraus eine Begründung sei, gegen die sich schwer anknüpfen lasse.

Washington, 7. März.

Außenminister Hull gab auf die Frage, ob die Rechte Amerikas durch die Verletzung des Rheinlandes irgendwie beeinträchtigt seien, eine verneinende Antwort. Er wies auf den Vertrag hin, der deutsch seite: daß Amerika keinerlei Verpflichtungen hinsichtlich der entmilitarisierten Gebiete übernommen habe.

New York, 7. März.

Die Nachmittagsblätter bringen die Führerrede mehrheitlich auf der ersten Seite. Sie haben einleitend die Angebote des Führers zur Herstellung eines wirksamen Friedens in Europa, sowie seinen Hinweis auf die Politik Wilsons hervor.

Der bekannte amerikanische Journalist Dierck veröffentlicht folgende Erklärung: „Es besteht kein Grund für die Welt, sich über die Tatsache aufzuregen, daß Deutschland beschlossen hat, sich von seinem eigenen Lande zu befreien. Das Vorgehen des Führers war nach der Verletzung des Locarno-Paktes durch einige seiner Unregelmäßigkeiten unvermeidlich. Die Wiederanerkennung des deutschen Rheinlandes an das Deutsche Reich beseitigt den größten Gefahrenpunkt für den europäischen Frieden, weil sie endlich die letzte Spur der unversöhnlichen Behandlung ist, die Deutschland von seinen Verfallenen Feinden auferlegt wurde. Die Welt hat die Pflicht, in der er sein Vorgehen begründet, ist seine Herausforderung zum Krieg, sondern zum Frieden.“

Ranking, 7. März.

Der Schritt der Reichsregierung und die Rede des Führers haben in Chasler gegenteiligen Eindruck gemacht. In amerikanischen und chinesischen Kreisen ist man allgemein der Ansicht, daß das deutsche Vorgehen zur Befriedung Europas beitrage. In den deutschen Kolonien herrscht größte Begeisterung über diese neue große Tat des Führers.

Ein Antrag im französischen Senat

Paris, 7. März.

Senator Henry Haue von der unabhängigen Linken kündigte an, daß er im Senat einen Antrag auf Aufhebung der Ratifizierung des französisch-sowjetrussischen Paktes einbringen wird.

Havas meldet Völkerbundappell Frankreichs

Paris, 7. März

Havas meldet: „Die Agentur Havas ist in der Lage anzukündigen, daß die französische Regierung beabsichtigt, den Völkerbundrat in seiner auf den 10. März festgesetzten Sitzung mit der einheitlichen Kündigung des Locarno-Vertrages“ durch das Reich zu befragen sowie mit den Maßnahmen, die sie infolge dieses Schrittes zu unternehmen gedenkt.“

Eine französische Erklärung und eine deutsche Feststellung

Berlin, 7. März.

Ueber sämtliche französischen Sender ist Sonnabend gegen Abend folgendes verbreitet worden:

Am Tage nach dem letzten Interview des Kanzlers habe Plandin nicht einen Tag gewartet, um den französischen Vorkämpfer zum Führer zu wählen und ihn zu fragen, welche Unterlage er für eine französisch-deutsche Unterabteilung anbot. Der Kanzler habe geantwortet, daß er in der Tat anerkenne, daß Unterlagen geschaffen werden müßten, er habe aber gleichzeitig dem französischen Vorkämpfer insinuiert, daß die von ihm gemachte Demarche vertraulich zu behandeln. Herr Plandin habe entsprechend dem Wunsch des Führers keine öffentliche Mitteilung über diesen Vorgang gemacht. Um so größer sei das Erstaunen der französischen Regierung, sich heute vor eine einseitige deutsche Erklärung gestellt und Verträge, die Deutschland freiwillig unterzeichnet habe, verworfen zu sehen.

Zuletzt lag das Interview des Führers der französischen Öffentlichkeit am gleichen Tage und somit sicherlich auch der französischen Regierung am nächsten Tage vor. Leider hat die französische Regierung nicht nur einen, sondern mehrere Tage gewartet, bis sie, nachdem inzwischen die Kammer die Ratifizierung des Russenvertrages abgelehnt hatte, die Veröffentlichung freigegeben, um dann erst,

